

Wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung des Grades einer Diplom-Geographin

Transmigrantinnen mit **grünem** Daumen: Der Kulturgarten Hadern



Eingereicht von:
Ingrid Wildemann
Pfingstrosenstraße 7
81377 München

Betreut durch:
Prof. Dr. Brigitte Wotha

München, 29. September 2008

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis.....	4
Tabellenverzeichnis.....	4
1 Einleitung	5
1.1 Themenrelevanz	5
1.2 Fragestellung und Ziel der Arbeit	6
1.3 Aufbau der Arbeit	8
2 Theoretische Grundlagen	9
2.1 Die klassische Migrationsforschung	9
2.2 Die Theorie der Transmigration.....	13
2.3 Das soziale Netzwerk.....	17
2.4 Das soziale Kapital in sozialen Netzwerken.....	19
2.5 Handlungsräume	24
2.6 Migration und Gender	27
2.7 Der Interkulturelle Garten als Raum „dazwischen“	29
3 Methodisches Vorgehen.....	34
3.1 Begründung eines qualitativen Vorgehens	34
3.2 Datenerhebung.....	37
3.2.1 Teilnehmende Beobachtung.....	37
3.2.2 Biographische Interviews.....	40
4 Auswertung.....	48
4.1 Der Kulturgarten Hadern	48
4.2 Die Interviewpartnerinnen	59
4.3 Thematische Analyse	64
4.3.1 Migration.....	64

4.3.2	Rolle zwischen Hausfrau, Mutter und Arbeit	72
4.3.3	Das soziale Netz	76
4.3.4	Handlungsräume.....	83
4.3.4.1	Handlungsräume als Chance und Einschränkung	83
4.3.4.2	Gelebte transnationale soziale Räume	88
4.3.5	Der Garten als erweiterter Handlungsraum	96
4.3.5.1	Warum die Frauen in den Garten kommen	96
4.3.5.2	Der Kontakt unter den GärtnerInnen.....	98
4.3.5.3	Das Engagement im Garten	105
4.4	Skizzierung von Typen	108
5	Der Kulturgarten zwischen Theorie und Praxis	109
5.1	Konzeptionelle Überlegungen	109
5.2	Projektvorschläge	114
6	Fazit.....	116
	Literaturverzeichnis.....	118
	Erklärung	123

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Der Kulturgarten Hadern	6
Abbildung 2: Klassische Migrationsforschung	10
Abbildung 3: Typen von kollektivem Handeln in transstaatlichen Räumen	22
Abbildung 4: Der Generationengarten in München-Milbertshofen	30
Abbildung 5: Der Kulturgarten Hadern	31
Abbildung 6: Soziale Netze und Handlungsräume	36
Abbildung 7: Die Parzelle der Forscherin zu Anfang der Saison	37
Abbildung 8: Die Interviewpartnerinnen im Kulturgarten Hadern	46
Abbildung 9: Der Münchner Stadtteil Hadern	49
Abbildung 10: Der Kulturgarten Hadern im September	51
Abbildung 11: Gärtnerinnen im Kulturgarten Hadern	53
Abbildung 12: Nationalitäten im Kulturgarten Hadern	54
Abbildung 13: Ein Beet mit Salat im Kulturgarten Hadern	55
Abbildung 14: Sesampflanzen im Kulturgarten Hadern	55
Abbildung 15: Sitzecke auf einer der Parzellen im Kulturgarten Hadern	56
Abbildung 16: Drei GärtnerInnen beim Rundgang	57
Abbildung 17: Gruppen im Kulturgarten Hadern	58
Abbildung 18: Herkunftsorte der Interviewpartnerinnen.....	60
Abbildung 19: Kontakt-Karte von Ebru	101
Abbildung 20: Kontakt-Karte von Nilifer	102
Abbildung 21: Kontakt-Karte von Yeliz.....	103
Abbildung 22: Kontakt-Karte von Nga.....	104
Abbildung 23: Einladung zum Frauentreff	113
Abbildung 24: Frauentreffen am 17.08.08 im Kulturgarten	113
Abbildung 25: Männerrunde am 17.08.08 im Kulturgarten	114

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Das Sample	60
-----------------------------	----

1 Einleitung

1.1 Themenrelevanz

Deutschland ist ein Einwanderungsland. Doch das ist es offenbar in der öffentlichen Wahrnehmung erst seit kurzem: „Wir sind 40 Jahre zu spät aufgewacht“ konstatiert der Berliner Grünen-Politiker Özcan Mutlu (SZ vom 11.02.08). Integration ist das Stichwort. Sie ist eines der großen gesellschaftspolitischen Themen unseres Landes, das die Wellen immer wieder hochschlagen lässt und immer wieder zu erbitterten, oft polemischen Auseinandersetzungen führt. Mal wird die Assimilierung gefordert, dann die Leitkultur-Debatte wiederbelebt und dazwischen findet Integration täglich (Prantl 2008). Prantl stellt demnach fest, dass „Integration [ist] der wichtigste Beitrag zum inneren Frieden“ ist (Prantl 2008). Wege und Irrwege der Integration zu untersuchen ist also dringlich und das gilt besonders für die Frauen mit Migrationshintergrund, die im öffentlichen Leben noch weniger in Erscheinung treten als die Männer.

Ein Projekt, in dem die Integration auf der lokalen Ebene stattfinden soll, sind die Interkulturellen Gärten. Es ist wichtig, solche kleinen Projekte, die mit relativ geringen Mitteln auskommen und vor allem auch die bildungsferneren Schichten unter den Zuwanderern erreichen, genau zu studieren. Denn hier lassen sich praktische wie auch theoretische Erkenntnisse dafür gewinnen, wie ein sozialer Raum aussehen könnte, in dem Menschen aus unterschiedlichsten Kulturkreisen und sozialen Schichten miteinander in Kontakt treten können. Durch die Untersuchung, welche Faktoren einen solchen Raum entstehen lassen, kann nicht nur das selbe Konzept an anderen Orten genutzt, sondern auch auf Projekte in anderen Bereichen übertragen werden. Eine Vielzahl von Forschungsprojekten in den verschiedenen Gärten ermöglicht auch, die Erkenntnisse, die in einem Garten gewonnen werden konnten, für die anderen zu nutzen, denn die Gärten sind keineswegs alle gleich. Sie verfügen über eine jeweils sehr unterschiedliche Dynamik und befinden sich in ganz verschiedenen Phasen der Entstehung.

1.2 Fragestellung und Ziel der Arbeit



Abbildung 1: Der Kulturgarten Hadern
Quelle: Eigenes Foto

Die Idee für diese Arbeit entstand aus einem sehr praktischen Ansatz: Dem Kulturgarten Hadern stehen Gelder für ein kleines Frauenprojekt zur Verfügung. Bisher fehlen allerdings Ideen zur Umsetzung eines solchen Projektes, in dessen Fokus die Gärtnerinnen mit Migrationshintergrund stehen sollen.

Deshalb macht diese Arbeit es sich zum Ziel, einen Einblick in die Lebenswelt dieser Frauen zu gewinnen und davon ausgehend einige Vorschläge für ein Projekt zu erarbeiten. Zunächst stellte sich ganz grundsätzlich die Frage, ob bei den Frauen überhaupt Bedarf und Interesse nach intensiverer Einbindung in das Leben im Kulturgarten bestehen. Um den Bedarf näher zu bestimmen wurden drei Lebensbereiche gewählt: Das soziale Netz, die Handlungsräume und das Rollenverständnis.

Nach Klusmann (1986, 3) wirkt sich das soziale Netz einer Person entscheidend auf seine Handlungsspielräume und seine Teilnahme am gesellschaftlichen Leben aus. Dazu stellt sich die Frage, in-wie-weit diese Frauen hier in Deutschland in ein soziales Netz eingebunden sind, und ob sie eine intensivere Einbindung im Garten überhaupt brauchen oder wünschen. Bewusst soll nicht von Integration als Anpassungs- oder Assimilierungsprozess gesprochen werden, denn es soll nicht aus Sicht der Mehrheitsgesellschaft untersucht werden, ob diese

Frauen in Deutschland „integriert“ sind. Stattdessen soll die Annahme zu Grunde gelegt werden, dass der Mensch ein soziales Wesen ist, deshalb ein Bedürfnis nach Kontakt zu anderen Menschen hat und sich in Gemeinschaften integriert (vgl. Keupp 1995). Ein besonderes Augenmerk soll auf die Bedeutung von Frauenfreundschaften und weiblichen Netzwerken gelegt werden, denn aus der Literatur geht hervor, dass Frauen „im Exil die weiblichen Netzwerke fehlen, in deren Kontext sie sich gestaltungssicher und frei bewegen können“ (Müller 2002, 67). Diese These soll für die Frauen im Kulturgarten Hadern überprüft werden. In diesem Zusammenhang interessieren die Zusammensetzung des sozialen Netzes und ihre Auswirkung auf die Handlungsräume der Frauen. Ansetzend an der Theorie der Transmigration soll untersucht werden, ob hier transnationale soziale Räume entstehen. Müller (2002, 67) sieht darüber hinaus eine Verbindung zwischen den Handlungsräumen und dem Rollenverständnis der Frauen, denn „die subjektive Wahrnehmung von erweiterten Handlungsspielräumen ist zugleich eine wichtige Voraussetzung dafür, das Geschlechterverhältnis neu auszuhandeln“. Es soll untersucht werden, welche Rollen die Frauen in ihrem Alltag übernehmen. Durch die Skizzierung vom eigenen Rollenverständnis der Frauen und der Art und Weise, wie der soziale Kontakt unter Frauen gehandhabt wird, sollen Ideen für ein Frauenprojekt entwickelt werden, das den Bedürfnissen und Wünschen der Frauen entgegenkommt. Damit soll diese Arbeit auch einen Beitrag zur Integrationsdebatte sein.

Fragen:

- Bestehen Bedarf und Interesse an der intensiveren Einbindung in das Leben im Garten?
- Wie ist das soziale Leben der Frauen organisiert?
- Fühlen sich die Frauen in ein enges soziales Netz eingebunden?
- Fehlen den Frauen weibliche Netzwerke?
- Wie prägt das soziale Netz die Handlungsräume der Frauen?
- Welche Rollen übernehmen die Frauen im Alltag?
- Wie wirkt sich die Rollenverteilung auf ihr soziales Leben und ihre Handlungsräume aus?
- Ist der Garten ein erweiterter Handlungsraum?
- Entstehen durch die Migration für die Frauen neue Handlungsräume?

1.3 Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in drei Teile: Im ersten Teil wird ein theoretischer Rahmen dargelegt. Der zweite Teil umfasst die Empirie. Planungsrelevante Überlegungen werden im dritten Teil angestellt.

Zunächst soll in Kapitel 2 ein Einblick in die klassische Migrationsforschung gegeben werden. Daran anschließend wird die Theorie der Transmigration als einer der neueren Ansätze der Migrationsforschung vorgestellt. In enger Verknüpfung mit der Theorie der Transmigration sollen Konzepte wie das soziale Netzwerk und das soziale Kapital in sozialen Netzwerken diese Arbeit theoretisch fundieren. Es folgen Ausführungen zu den Handlungsräumen, die neben den sozialen Netzwerken einen besonderen Fokus darstellen. Auch ein kurzer Abriss zum Thema Migration und Gender soll nicht fehlen, da diese Arbeit explizit die Migrantinnen im Blick hat. Abschließend wird eine Einführung zu den Interkulturellen Gärten und ihrer Darstellung der interkulturellen Gärten als einen „hybriden“ Raum oder einen Raum „dazwischen“ gegeben.

Im dritten Kapitel wird das methodische Vorgehen dieser Forschungsarbeit dargestellt und erläutert. Zunächst soll die Entscheidung für ein qualitatives Forschungsdesign begründet werden. In einem zweiten Schritt wird die Datenerhebung in Form einer teilnehmenden Beobachtung und biographischer Interviews dargestellt.

Die Auswertung der Erhebungen wird im vierten Kapitel präsentiert. Hier wird erst der Kulturgarten Hadern vorgestellt, dann werden die Interviewpartnerinnen in Kurzportraits skizziert. Im Anschluss folgt die themenzentrierte Ausarbeitung der Ergebnisse aus meiner empirischen Arbeit.

Zunächst steht die Lebenswelt der befragten Migrantinnen mit den Themenkomplexen der Migration, der Rolle der Frauen, des sozialen Netzes und der Handlungsräume im Mittelpunkt. Dann soll auf den Kulturgarten Hadern, dem gemeinsamen Handlungsraum der befragten Gärtnerinnen, eingegangen werden.

In Bezug auf die Ergebnisse der Auswertung werden im fünften Kapitel planungstechnische Überlegungen angestellt, diese beziehen sich in einem ersten Punkt auf die Konzeption des Kulturgartens im Gesamten. In einem zweiten Punkt werden Ideen für ein Frauenprojekt ausgearbeitet. In einem Fazit wird die Arbeit abgerundet. Auf einer Cd liegt der Arbeit eine Fotodokumentation bei.

2 Theoretische Grundlagen

2.1 Die klassische Migrationsforschung

Zu den ersten, die systematische Überlegungen zum Thema Migration anstellten, gehört Ernst Georg Ravenstein, der 1885 die Arbeiterwanderung in England untersuchte und Gesetzmäßigkeiten zur Migration herausarbeitete (Mohr de Collado 2005, 13). Seine sieben „Gesetze“ der Wanderung behaupteten unter anderem, dass Menschen zumeist über kurze Distanzen von ländlichen Regionen in die urbanen Zentren wandern (Bähr 2004, 259). Die von ihm entwickelten Faustregeln eignen sich gut, um die Land-Stadt-Wanderung in England zur Zeit der Industrialisierung zu beschreiben, aber die Übertragbarkeit auf andere Regionen und Zeiten ist fraglich. Sowohl die Migration zwischen Mexiko und der USA, wie auch zwischen der Türkei und Deutschland stehen im Widerspruch zu seinen Beobachtungen (Faist 1997, 65).

Daran anschließend befassten sich die klassischen Theorien der internationalen Migration mit der Frage, warum Menschen wandern, welche sozialen, ökonomischen, kulturellen und politischen Voraussetzungen eine Wanderung auslöst und welche Folgen sie mit sich bringt (Pries 1997, 30). Die Migranten reagieren auf eine Kombination aus push- und pull-Faktoren, die sie veranlasst, sich von ihrem Herkunftsland in ein Aufnahmeland zu bewegen. Die Wanderung wurde damit als ein unidirektionaler und einmaliger Ortswechsel gesehen, wobei das Aufnahmeland im Zentrum des Interesses stand. Pries beschreibt ohne Anspruch auf Vollständigkeit sechs theoretisch-konzeptionell verschiedene Forschungslinien, die im Folgenden vorgestellt werden sollen (Pries 1997, 30).

Der *neoklassische Forschungsansatz* ist der Annahme des homo oeconomicus verpflichtet. Alle Entscheidungen werden rational nach dem Prinzip der wirtschaftlichen Nutzenmaximierung getroffen. Die Optimierung der Daseinsversorgung wird zum Migrationsmotiv, denn räumliche Unterschiede von Lohnniveaus und Beschäftigungsmöglichkeiten machen die Wanderung lukrativ (Pries 1997, 30).

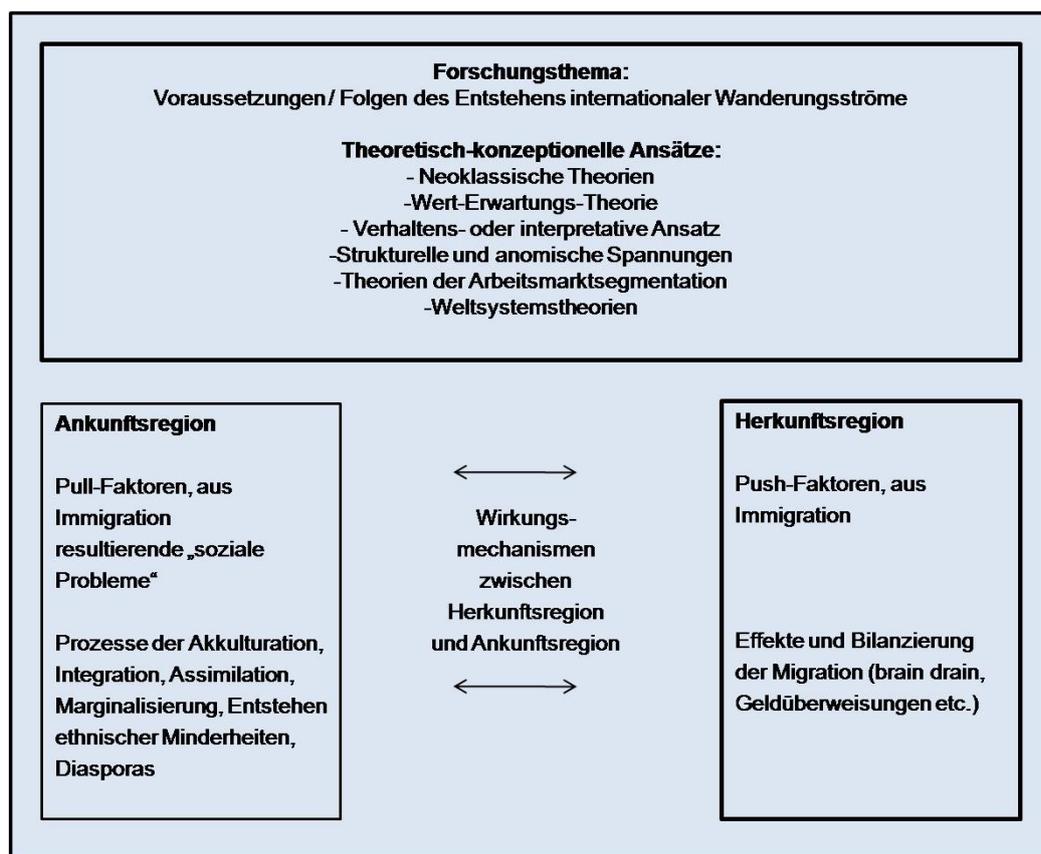


Abbildung 2: Klassische Migrationsforschung
Quelle: Pries 2001, eigene Darstellung

Eine Erweiterung der neoklassischen Denkweise bietet die *Wert-Erwartungs-Theorie* von Hartmut Esser, die auch auf dem rational-choice-approach basiert. Hier wird die Migrationsentscheidung nicht auf rein ökonomische Erwägungen reduziert, sondern auf der individuellen Ebene werden der soziale und psychische Nutzen mit einbezogen (Faist 1997, 66). Es wird davon ausgegangen, dass der potenzielle Migrant möglicherweise nur über unvollständige Informationen über das Ankunftsland verfügt oder auch eigene Präferenzen in seine Wanderungsentscheidung mit einfließen. „Subjektive Wahrscheinlichkeitszuweisungen“ werden zur Grundlage von rationalen Entscheidungen.

Der *Verhaltens- oder interpretative Ansatz* verabschiedet sich von der Idee von Migrationsentscheidungen, die auf rein rationaler Ebene getroffen werden. Wie auch bei allen anderen Handlungsentscheidungen wird eine bounded rationality angenommen, da den Akteuren niemals alle Informationen vorliegen, sie sich ihrer Präferenzen nur teilweise bewusst sind und auch die Wahrscheinlichkeit für das tatsächliche Eintreten bestimmter Szenarien, z.B. Arbeitslosigkeit im Aufnahmeland nur unzureichend abzuschätzen ist. Stattdessen entscheiden kognitive Landkarten vom individuellen Handlungsraum (action

space) und dem Kenntnisraum (awareness space) über eine Wanderung. Die Konstruktion dieser kognitiven Karten findet in einem kollektiven und interpretativen Prozess statt (Pries 1997, 31).

Strukturelle und anomische Spannungen zur Erklärung von internationaler Migration bietet der von Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny weiterentwickelte Ansatz von Peter Heintz. In der gesellschaftlichen Wirklichkeit sind Macht, „der Grad, zu dem ein Anspruch des Akteurs auf Teilhabe an zentralen sozialen Werten durchgesetzt werden kann“, und Prestige, „der Grad, zu dem der Anspruch von Akteuren auf Teilhabe an zentralen sozialen Werten oder ihr Besitz als legitim angesehen wird“, wechselseitig voneinander abhängig und ungleich verteilt (Nienaber 1995, 70). Nach dieser an den Strukturfunktionalismus angelehnten Theorie wandern Menschen, wenn sie diese strukturellen Spannungen nicht ausgleichen können, die wiederum zu anomischen Spannungen führen. Unter Anomie wird in diesem Zusammenhang die Diskrepanz zwischen dem Anspruch und der realen Verfügungsmacht über soziale Ressourcen verstanden. Eine Migration kommt der Aufgabe der Mitgliedschaft im System des Herkunftslandes gleich, verschiebt das soziale Gefüge und trägt damit zum Abbau der Spannungen bei (Nienaber 1995, 71). Dieser makrostrukturelle Ansatz bezieht auch die auf der Mikroebene wirkenden einschränkenden Handlungsbedingungen „constraints“ der jeweiligen Herkunftsländer mit ein (Pries 2001, 55).

Als eine weitere Theorielinie beschreibt Pries (1997, 31) die *sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung*. Nach dieser Segmentationstheorie ist in hochindustrialisierten Ländern die Mobilität von Arbeitskräften dadurch begrenzt, dass die Arbeitsmärkte in einen primären und einen sekundären Arbeitsmarkt untergliedert sind. In den weniger industrialisierten Ländern findet sich eine ähnliche Struktur in Form des formellen und des informellen Sektors der Wirtschaft. Da sich der Arbeitsmarkt weder in hochindustrialisierten Ländern noch in weniger industrialisierten Ländern im Gleichgewicht befindet und von einem ökonomischen Ausgleich zwischen den Sektoren nicht die Rede sein kann, führen die Lohndifferenzen dazu, dass ein Arbeitskräftemangel nicht durch höhere Löhne gelöst wird, sondern dieser Engpass durch Migranten ausgefüllt wird, die bereit sind, sich auch mit einem geringeren Lohn zufriedenzugeben (Pries 1997, 31).

Im sechsten und letzten Forschungsansatz wird die kapitalistische-industrielle Wirtschaftsweise und ihr Vordringen in die weniger industrialisierten Länder der Welt als Begründung für die Migration herangezogen. Dieses auf Wallensteins Weltsystem bezogene

Erklärungsmodell (Ackermann 1997, 12) sieht die internationale Wanderung von Arbeitskräften in direktem Zusammenhang zum Fluss der Waren- und Kapitalströme. In Global Cities bündeln sich Arbeitsmöglichkeiten in allen Bereichen. Besonders das große Angebot an Beschäftigung im verarbeitenden Gewerbe und Dienstleistungssektor zieht die Menschen aus weniger industrialisierten Ländern an (Pries 1997, 32).

Neuere Ansätze der Migrationsforschung

Während die klassischen Migrationsmodelle, aus der Zeit ihrer jeweiligen Entstehung heraus betrachtet, durchaus plausible Erklärungen liefern, wurden seit den 1980er Jahren zunehmend neue Ansätze entwickelt. Pries (1998, 55) nennt als Grund, die seit den sechziger Jahren „quantitative und qualitative Veränderung der internationalen Wanderungsströme, die durch einschneidende soziale Transformationsprozesse seit Ende der achtziger Jahre verstärkt wurde“. Aber neben dem veränderten politischen und wirtschaftlichen Rahmen hat auch die stetige Weiterentwicklung von Transport- und Kommunikationstechnologien maßgeblich zur Entstehung eines neuen Typs von (Arbeits-) Migranten beigetragen, der sich nicht allein durch push- und pull- Faktoren beschreiben lässt (Pries 1998, 57 und 74). In den neuen Ansätzen der Migrationsforschung, die mit einer handlungstheoretischen Perspektive unterlegt sind, werden Wanderungsprozesse nicht mehr als unidirektionale Ortswechsel begriffen, sondern als grenzüberschreitende Pendelbewegungen, die neue soziale Lebenswirklichkeiten entstehen lassen (Pries 1997, 32). Die neuen Ansätze können sowohl als Weiterentwicklung der traditionellen Fragestellungen betrachtet werden, aber auch als Reaktion auf veränderte Migrationserscheinungen. Nicht mehr die Frage nach den Folgen der Migration für das Herkunfts- oder Aufnahmeland steht im Mittelpunkt sondern vielmehr, welche neuen sozialen Lebenswirklichkeiten durch die internationalen Migrationsnetzwerke entstehen (Pries 1997, 33). Verschiedene konzeptionelle Erweiterungen beleuchten die Netzwerkstrukturen (vgl. Faist 1997; Haug 2000), die kumulative Verursachungsdynamik (vgl. Massey 2000), die Migrationssysteme oder aber auch die Nationalgesellschaft als imagined community (vgl. Anderson 1983). Auf das Konzept der Transmigration, das diese Arbeit theoretisch unterlegt, soll im Folgenden eingegangen werden.

2.2 Die Theorie der Transmigration

Der Theoriekomplex der Transmigration und der transnationalen sozialen Räumen entstand aus einer intensiven Auseinandersetzung mit klassischen Konzepten der Integration und Assimilation. Phasenmodelle der Integration versuchten den Verlauf und die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Integration zu ermitteln, an deren Ende die vollständige Assimilation in die Aufnahmegesellschaft stand. Auch die Vorstellung von der Wanderung von einem abgeschlossenen nationalstaatlichen Containerraum in einen anderen deckt sich mit dieser Denkweise (Mau 2007, 43).

Die Transnationalisierungsforschung dagegen geht von einem „graduellen Bedeutungsverlust des Nationalstaates als zentralem Dreh- und Angelpunkt für gesellschaftliche Integration und politische Regulierung“ aus (Mau 2007, 37). Während zur Entstehung der modernen Nationalstaaten die räumliche Ausdehnung eng an die Ausbreitung der jeweiligen Gesellschaft geknüpft war, scheint sich dieser Zusammenhang zwischen der Fläche und dem Sozialraum durch eine wachsende Zahl an Beziehungen, die die Grenzen des Nationalstaates überschreiten, deutlich zu lockern (Apitzsch 2003, 68; Glick Schiller, Basch und Szanton Blanc 1997, 135; Pries 1997, 35). Dieser schleichende Prozess wird häufig mit dem Begriff der Globalisierung belegt und als Reaktion wird die Ablösung der Idee des Nationalstaates durch das Konzept der Weltgesellschaft gefordert. Kennzeichen dieser Entwicklung werden die massive Zunahme des grenzüberschreitenden Handels, der Kommunikation, des Konsums und der Mobilität genannt (Mau 2007, 24). Auch die internationale Migration kann als „Teil des Geflechts globalisierter Transaktionen“ verstanden werden, „die zu neuen Handlungsverdichtungen jenseits der gewohnten „Gesellschaften“ und „Sozialsysteme“ führen“ (Pries 1997, 35). In diesem Zusammenhang erscheinen auch die Global Cities, als Ort besonders starker Handlungsverdichtung, von Bedeutung. Sie wirken auf potenzielle internationale Migranten wie Magnete, denn sie bieten, an einem Ort konzentriert, Arbeitsplätze in den unterschiedlichsten Bereichen (vgl. Sassen 1991). Die billigen Arbeitskräfte wandern damit in Richtung produktives Investitionskapital und nicht mehr das Investitionskapital zu den billigen Arbeitskräften, wie das Konzept der Neuen Internationalen Arbeitsteilung annimmt (Pries 1998, 57). In Abgrenzung zur Globalisierung postuliert die Transnationalisierung allerdings keine räumliche Entankerung sozialer Prozesse (Mau 2007, 37).

Statt den Migranten als eine Person zu sehen, die sich selbst entwurzelt und der der schmerzhaften Prozess bevorsteht, sich selbst in einer neuen und fremden Gesellschaft und Kultur einzugliedern, sehen Glick Schiller, Basch und Szanton Blanc (1997, 121) den Migranten als Transmigranten:

„whose daily lives depend on multiple and constant interconnections across international borders and whose public identities are configured in relationship to more than one nation-state (...) They are not sojourners because they settle and become incorporated in the economy and political institutions, localities, and patterns of daily life of the country in which they reside. However, at the very same time, they are engaged elsewhere in the sense that they maintain connections, build institutions, conduct transactions, and influence local and national events in the countries from which they emigrated.“

Der Transmigrant zeichnet sich dadurch aus, dass er vielfältige soziale Beziehungen aufrecht erhält und neu aufbaut, die sein Herkunftsland mit dem Zielland verbinden. Dabei entstehen „transnationale soziale Räume“, die sich zwischen dem Herkunftsland und dem Ankunftsland aufspannen (Pries 2001, 9). Faist (2000, 13), der den Begriff transstaatliche Räume vorzieht, beschreibt diese Räume als „plurilokale Bindungen von Menschen, Netzwerken, Gemeinschaften und Organisationen, die über die Grenzen von mehreren Staaten hinweg bestehen.“ Nicht die Wanderung von einem Herkunftsland in ein Zielland steht im Fokus dieses Konzeptes, sondern die „Etablierung dauerhafter grenzüberschreitender sozialer Bindungen und Aktivitätsräume“ (Mau 2007, 43). Hier werden also durch soziale Interaktionen neue Räume ausgebildet. Damit handelt es sich nicht um geographisch identifizierbare, sondern um relationale soziale Räume. Allerdings werden zur Konkretisierung dieser Räume geographisch-räumliche Dimensionen, wie die räumliche Segregation ethnischer communities, herangezogen (Apitzsch 2003, 65). Das Entstehen von transnationalen sozialen Räumen steht als neues Phänomen im Mittelpunkt des Forschungsinteresses (Pries 1998, 58).

Zahlreiche Studien sind seit den 1990er Jahren zur Transnationalisierung und zu den transnationalen sozialen Räumen entstanden. Besonders die Studien zur Arbeitsmigration und den neuen sozialen Räumen zwischen Mexiko und den USA sind dabei hervorzuheben, aber auch Studien zur Immigration von den Philippinen oder aus karibischen Ländern zeigen, dass es sich vielfach um Pendelmigrationen handelt (vgl. Glick Schiller, Basch und Szanton Blanc 1997; Pries 1998). Die Wanderung zeichnet sich dadurch aus, dass die MigrantInnen

zwischen Herkunftsland und Zielland hin und her pendeln und dadurch beide Räume enger miteinander verbinden (Pries 1998, 60). Familiennetzwerke werden auch durch eine Migration über große Distanzen nicht geschwächt, sondern durch regelmäßigen Kontakt über das Telefon, E-Mails und häufige Besuche am Leben gehalten (Mau 2007, 44). Nicht nur bestehende Beziehungen werden aufrechterhalten, sondern es werden auch neue geschaffen. Schöttes und Treibel (1997, 108) halten in diesem Zusammenhang die Unterscheidung zwischen Herkunftsgesellschaft, Einwanderungsgesellschaft und Einwanderergesellschaft für sinnvoll, um hervorzuheben, dass die MigrantInnen nicht einfach ihre Herkunftsgesellschaft auf das Aufnahmeland übertragen, sondern dass hier etwas Neues entsteht, was zwischen beidem angesiedelt ist. Um deutlich zu machen, dass der Einfluss zwischen Aufnahmeland und Herkunftsland keineswegs einseitig ist, beschreibt Pries (1998, 66), wie mit Hilfe von Geldern, die von mexikanischen Transmigranten in New York gespendet worden waren, in einigen Gemeinden der Mixteca Poblana Infrastrukturmaßnahmen verwirklicht werden konnten. Gleichzeitig konnte eine aus Mexiko stammende Großfamilie mit dem Vertrieb traditioneller mexikanischer Nahrungsmittel wie Tortillas in den USA ein Vermögen machen (Pries 1998, 64).

In der Transmigrationsforschung kommt den sozialen Netzwerken eine ganz besonders wichtige Bedeutung zu. Während es sich bei der Migrationsentscheidung zwar um ein individuelles Phänomen handelt, stehen bei diesem Ansatz trotzdem die Netzwerkstrukturen, in denen Migration stattfindet, im Mittelpunkt. Migration wird als Prozess behandelt, der weder durch die ausschließliche Betrachtung der Mikroebene des Individuums noch der Makroebene vollständig erfasst werden kann. Um die kollektiven Aspekte der Migration einbeziehen zu können, wurde die Perspektive der Mesoebene gewählt, die zwischen Individuum und Gesellschaft angesiedelt ist (Faist 1997, 63f; Mau 2007, 44f). Mit praktischer Unterstützung bei der Wohnungs- oder Jobsuche, über Hilfe bei rechtlichen Fragen bis zum psychisch-emotionalen Beistand können zum Beispiel die mexikanischen Arbeitsmigranten in New York rechnen. Über ihre Familie und dort lebenden Bekannten hinaus können sie damit auf ein stark diversifiziertes Netz von informellen und formellen Hilffsystemen zurückgreifen. Das networking innerhalb solcher communities hat neben „dem Knüpfen von Kontakten zum gegenseitigen Vorteil, auch soziale und identitätsbezogenen Bedürfnisse zu erfüllen“ (Mau 2007, 45). Bei den Mitgliedern derartiger communities findet sich ein doppelter Raumbezug. Sie verbindet das gemeinsame

Herkunftsland, gleichzeitig bildet das Aufenthaltsland den Rahmen des täglichen Lebens. Solche Migrantennetzwerke sind sowohl von der Anzahl der involvierten Personen, wie auch von ihrer räumlichen Ausbreitung oft beachtlich. Sie sind zudem über Landesgrenzen hinweg aufgespannt und entwickeln sich nach Mau (2007, 45) entlang des räumlichen Verlaufs der Migration. Pries (1997, 16) subsumiert:

Neben der „bisher dominierenden Form von internationaler Migration im Sinne eines unidirektionalen und einmaligen Wohnortwechsels von einem Land in ein anderes tritt immer stärker eine Form von transnationaler Migration, bei der sich die Lebenspraxis und die Lebensprojekte der „Transmigranten“, also ihre „sozialen Räume“, zwischen verschiedenen Wohnorten bzw. „geographischen Räumen“ aufspannen.“

Dieses Zitat zeigt, dass Pries die traditionellen Ansätze zur Beschreibung von Migrationsprozessen weder für obsolet hält, noch dass es bei jeder Migration zwangsläufig zur Entstehung von transnationalen sozialen Räumen kommt (Pries 1998, 80). Er sieht gerade in der relativen Offenheit des Konzeptes der Transmigration seine Stärke, denn sie erhebt nicht den Anspruch einer „großtheoretischen Überlegung“ für sich. Auch lässt sich an dieses Konzept leicht mit anderen Konzepten anknüpfen, wie zum Beispiel das von Faist, der das Konzept der transnationalen sozialen Räume mit Bourdieus Konzept des sozialen Kapitals verbindet (Faist 1997, 74).

Trotzdem hat die Idee des Transmigranten heftige Kontroversen ausgelöst. Während die Anhänger dieses Ansatzes die eingeschränkte Erklärungskraft der Assimilationstheorie beklagen, sieht zum Beispiel Esser als Vertreter der klassischen Integrationstheorie keine Alternative zur Integration in die Gesellschaft des Ziellandes, denn nur so kann die Partizipation der Migranten gewährleistet werden. Nur über genaue Kenntnisse der Zielgesellschaft kommt es zu erfolgreicher gesellschaftlicher Teilhabe, z.B. am Arbeitsmarkt oder im Bildungssystem, die wiederum zu sozialen Beziehungen zwischen Migranten und Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft führt und dadurch Gefühle wie Zugehörigkeit und Identifikation erzeugt (Mau 2007, 48). Mau hält entgegen, dass das Integrationsmodell zu stark auf den Nationalstaat als Rahmen Bezug nimmt und dabei den eigenständigen Integrationsbeitrag, den transnationale soziale Netzwerke leisten, übersieht (Mau 2007, 48).

2.3 Das soziale Netzwerk

Eindrücklich ist inzwischen in vielen Studien dargelegt, dass Migrantennetzwerke ein entscheidendes Element bei der Erklärung von Migrationsdynamiken sind. Besonders Charles Tilly und Douglas Massey konnten in ihren Analysen Richtungen und Dynamiken von Wanderungsbewegungen plausibel begründen und durch Rückkopplungseffekte das Entstehen von Kettenmigrationen begreiflich machen (Faist 1997, 64).

Die Bedeutung des sozialen Netzes spielt aber auch nach der Migration für die Integration eine wichtige Rolle, wobei Integration hier als Eingebunden-Sein in eine Gesellschaft oder Gemeinschaft verstanden werden soll. Wenn „dichte Interaktionsbeziehungen als Voraussetzung der Entstehung von Solidarität, Vertrauen und Gemeinschaftssinn angenommen werden“ (Mau 2007, 95) und damit sozialer Kontakt und Interaktion zwischen verschiedenen Individuen und Gruppen als Voraussetzung für Integration gelten, dann eignet sich die Netzwerkanalyse zur Untersuchung. Auch Friedrichs und Jagodzinski (1999, 12) sehen die Zahl der Freundschaftsbeziehungen und Kontakte einer Person als wichtigen Indikator ihrer Integration, wobei für sie Integration „eine Funktion der (nicht feindlichen) Interaktionen in einer Gesellschaft ist“ (Friedrichs und Jagodzinski 1999, 21). Nach Ganter (2003, 68) ist es notwendig, „dass man die Struktur und Art der Beziehungen sowie die Verortung eines Akteurs in einem Netzwerk kennen muss, um dessen Wahrnehmung, Überzeugung, Einstellung und Verhalten adäquat verstehen und erklären zu können“. Letztlich ist die Frage, ob die Frauen sich sozial eingebettet fühlen, außerordentlich wichtig, denn soziale Integration trägt nicht zuletzt unmittelbar zur Lebensqualität des einzelnen bei (Klusmann 1986, 4). Deshalb soll im Folgenden kurz auf die Netzwerkanalyse als Ansatz zur Analyse der sozialen Einbettung eingegangen werden (Ganter 2003, 79).

Unter einem sozialen Netzwerk versteht man ganz allgemein ein Beziehungsgeflecht, das jedes Individuum in einen sozialen Kontext einbettet. Grundeinheit der Netzwerkanalyse sind die konkreten Interaktionen und Beziehungen zwischen Akteuren (Ganter 2003, 68). Wichtige Merkmale, nach denen sich soziale Netzwerke unterscheiden lassen, sind (Haug 2000, 75; Klusmann 1986, 39ff; Mayr-Keffel 1991, 14):

- Größe (Anzahl der zum Netzwerk gehörenden Personen)
- Dichte (Anteil der realen Beziehung an den potenziell möglichen Beziehungen in einem Netzwerk)

- Uniplexität / Multiplexität (Eine Beziehung spielt sich auf mehreren Rollenebenen ab, z.B. eine Freundin ist zugleich auch Kollegin)
- Homogenität / Heterogenität (Personen im Netzwerk gleichen oder unterscheiden sich im Bezug auf Variablen wie Ethnie, Bildung, Religion etc.)
- Untergruppen (Cliques oder Cluster im Netzwerk, die sich vollständig oder überwiegend untereinander kennen.)

Das soziale Netzwerk ist außerdem entscheidend dafür, welche Handlungsspielräume einem Menschen offen stehen und wie seine Teilnahme am gesellschaftlichen Leben aussieht (Klusmann 1986, 3). Dieses Netzwerk ist aber keine unveränderbare Konstante im Leben eines Menschen, sondern soziale Beziehungen werden aufgebaut und wieder abgebrochen. Bedürfnisse und Präferenzen des Akteurs spielen dabei eine wichtige Rolle (Ganter 2003, 69f). Als wichtige Einflussfaktoren auf die Teilhabe an einem sozialen Netzwerk können der Lebenszyklus, die Kultur und die Persönlichkeit genannt werden. Im Laufe des Lebenszyklus spielen unterschiedliche Personen eine wichtige Rolle, einschneidende Veränderungen wie der Schuleintritt, Eintritt ins Berufsleben, Mutterschaft oder Rente können auch in der Zusammensetzung des sozialen Netzes zum Ausdruck kommen (Klusmann 1986, 65f). Veränderungen der äußeren Lebensumstände durch einen Umzug, eine Migration, einen neuen Job oder den Tod einer nahestehenden Person können sich auswirken. Aber auch die Kultur und damit verbunden der Gesellschaftstyp haben Einfluss auf das soziale Netz. So finden sich in traditionelleren Gesellschaften weniger komplex ausgebildete soziale Netze. Auch verfügt die Familie über einen sehr hohen Stellenwert, wodurch einem in gewisser Weise mit Geburt ein soziales Netzwerk mitgegeben wird, während bei modernen Großstadtbewohnern sehr viel mehr Eigeninitiative gefragt ist (Klusmann 1986, 67f).

In bisherigen Studien konnten auch einige für diese Untersuchung relevante Schlüsse zur Beschaffenheit sozialer Netzwerke gewonnen werden. So kann ein Netzwerk auf starken Beziehungen beruhen, die sich durch intensive Interaktionen mit sozialen Verpflichtungen zwischen den Beteiligten auszeichnen. Schwache Bindungen hingegen bestehen bei eher flüchtigen Kontakten. Allerdings sind besonders diese schwachen sozialen Bindungen sehr wichtige Kontakte, da über sie neue Kontakte aufgebaut werden können und sie für die Diffusion von Informationen von besonderer Bedeutung sind, denn sie bilden „Brückenköpfe“ zwischen verschiedenen Netzwerken (Faist 1997, 74; Haug 2000, 76f). Nach Haug (2000, 97) ist es eine individuelle Frage der Aufteilung des Zeitbudgets auf entweder

wenige enge Beziehungen oder viele schwächere Beziehungen. Genauso wie die Dichte wirkt sich auch die Homogenität oder Heterogenität auf den Informationsaustausch aus. In einem heterogenen Netzwerk ist der Austausch an verschiedenen Informationen deutlich höher (Faist 2000, 31; Holzer 2006, 17ff). Dagegen besteht bei einem sehr dichten und multiplexen Netzwerk eher die Gefahr, dass die Mitglieder unter sich bleiben. So gilt es in der Migrationsforschung als ein Zeichen gelungener Integration, wenn der Grad ethnischer Homogenität ihres Netzwerkes sinkt und die Anzahl heterogener Kontakte wie zum Beispiel mit Angehörigen des Aufnahmelandes steigt (Mau 2007, 165). Binnenethische Freundschaften, räumliche Segregation und soziale Distanz verringern die Interaktionsgelegenheiten von Einheimischen und Migranten und können zum Entstehen ethnischer Nischen führen, die ihre Mitglieder weitgehend von den Schwierigkeiten der Konfrontation mit den kulturellen Unterschieden der Aufnahmegesellschaft entbindet. Mau (2007, 64f) warnt vor Pauschalurteilen über solche, auf die Herkunftsgesellschaft gerichtete, Lebensweisen, denn eine Einbettung in die eigenen sozialen Zusammenhänge kann soziale Ressourcen mobilisieren, die wiederum einen positiven Einfluss auf die Integration haben. Der Aspekt der Teilhabe steht hier im Vordergrund. Auch hier ist die transnationale Perspektive sinnvoll, denn so schreibt Ganter (2003, 79): „Nur Akteure, die miteinander über bestimmte Beziehungen verbunden sind, bilden für einander jeweils eine soziale Umgebung, und zwar unabhängig davon, ob sie auch räumlich unmittelbar miteinander verbunden sind. Auch Personen, mit denen zu einem gegebenen Zeitpunkt nur telefonische Kontakte bestehen, können als relevante Elemente eines persönlichen Netzwerkes in Betracht kommen.“

2.4 Das soziale Kapital in sozialen Netzwerken

Faist (1997; 2000) überträgt Pierre Bourdieus Konzept des sozialen Kapitals auf die Akteure der transnationalen Räume (Faist spricht von transstaatlichen Räumen), um die in sozialen Bindungen akkumulierten und mobilisierbaren Ressourcen näher zu beschreiben. Neben ökonomischem Kapital wie Geld und Humankapital in Form von Bildung greifen die Migranten auch auf „soziales Kapital innerhalb persönlicher Beziehungen und kulturelles Kapital durch symbolische Bindungen“ zurück (Faist 2000, 28; Epinosa und Massey 1997, 142). In sozialen und symbolischen Bindungen entstehen unterschiedliche Formen sozialen und kulturellen Kapitals. Während soziale Bindungen sich aus einer Serie von

zwischenmenschlichen Transaktionen konstituieren, denen die Akteure „gemeinsame Interessen, Verpflichtungen, Erwartungen und Normen zuschreiben“ (Faist 2000, 28), sind symbolische Bindungen „kontinuierliche Transaktionen, die direkt oder indirekt stattfinden können und an welche die Beteiligten gemeinsame Bedeutungszuschreibungen, Erinnerungen, Zukunftserwartungen und Symbole knüpfen“ (Faist 2000, 28). Symbolische Bindungen bestehen nicht nur zwischen Menschen direkt, sondern sie können auch die Mitglieder einer Gruppe oder eines Netzes zum Beispiel eines Glaubens, einer Sprache oder einer Ethnizität verbinden.

Unter sozialem Kapital versteht man allgemein die Ressourcen, die den sozialen Bindungen inhärent sind und die es den Akteuren erlauben, in Netzwerken und Gruppen ihre individuellen oder kollektiven Ziele umzusetzen (Diefenbach und Nauck 1997, 281). Ein Fehlen kann sich negativ auswirken.

Kulturelles Kapital greift dagegen auf Ressourcen zurück, die in symbolischen Bindungen liegen. Hier werden Menschen „durch kollektive Gefühle der Zugehörigkeit“ an Gruppen, Gemeinschaften, Netzwerke oder Organisationen gebunden (Faist 2000, 29).

Soziales und kulturelles Kapital können also von Individuen wie auch Kollektiven genutzt werden. Individuen haben damit die Möglichkeit in Netzwerken ihre Interessen zu verfolgen, während die Gruppe eine gewisse Kontrolle über ihre Mitglieder erhält (Faist 2000, 29).

Faist unterscheidet zwei Formen des sozialen Kapitals, die der Vernetzung dienen:

- Reziprozität als Merkmal des sozialen Austauschs
- Reziprozität als soziale Norm

Reziprozität als Merkmal des sozialen Austauschs bezieht sich auf „gegenseitige Verpflichtungen und Erwartungen der Akteure, die mit bestimmten sozialen Bindungen assoziiert werden und die auf einem in der Vergangenheit geleisteten Austausch“ fußen (Albrecht 2002, 206; Faist 2000, 29).

Als soziale Norm bezeichnet Faist (2000, 29) Reziprozität, wenn das Erhalten eines Gutes von einer anderen Partei ausgeglichen werden muss. Dieser Ausgleich kann zeitlich verzögert stattfinden und es muss nicht notwendigerweise mit Gleichem beglichen werden.

Das Prinzip der Reziprozität kann sich auf zwei Personen beziehen, kann aber auch in Form von multipler Reziprozität bestehen. Vor allem in Netzwerken findet sich diese komplexere

Variante. So hat eine Person die Verpflichtungen anderen zu helfen, wenn diese Hilfe benötigen und er selbst von wieder anderen in der Vergangenheit Hilfe erhalten hat oder möglicherweise in der Zukunft Hilfe braucht (Espinosa und Massey 1997, 143; Faist 2000, 30).

Von kulturellem Kapital wird gesprochen, wenn Akteure auf Grund von verbindenden Deutungsmustern auf Ressourcen zurückgreifen können. Solidarität und Wir-Gefühl in einer Gruppe funktionieren beispielsweise über symbolische Bindungen. Ideen, Einstellungen, Werthaltungen oder Symbole dienen als gemeinsame Deutungsmuster. Sie bilden zusammen mit ähnlichen Lebensumständen, einer gemeinsamen Sprache oder einem „geteilten Code“ den verbindenden Kontext einer Familie, ethnischen Gruppe, religiösen Gemeinschaft oder einer Nation (Faist, 2000, 30).

Speziell die Ressourcen in sozialen Bindungen zu thematisieren bedeutet die Ansätze der Netzwerktheorie konsequenterweise einen Schritt weiter zu führen. Die Netzwerkanalyse richtet ihr Interesse besonders auf die Struktur eines gesamten Netzwerkes oder beleuchtet die Bindungen der Personen untereinander. Größe, Dichte, Cluster, Zonen und Segmente charakterisieren dabei die Netzwerke (Mayer-Kleffel 1991, 14). Der Kapital-Ansatz bietet darüber hinaus die Möglichkeit neben Dichte und Intensität auch Aussagen über die Ressourcen zu treffen, die in den sozialen Netzen stecken (Faist 2000, 30).

Ein wichtiger Aspekt der Kapitaltheorie ist, dass die verschiedenen Kapitalarten ineinander umwandelbar sind. Hierzu ist allerdings Transformationsarbeit zu leisten. Ökonomisches Kapital kann zum Beispiel durch Zeitaufwand in soziales Kapital umgewandelt werden, denn Beziehungen müssen gepflegt werden und diesen Zeitaufwand muss sich der Akteur leisten können (Diefenbach und Nauck 1997, 281). Das soziale und das kulturelle Kapital verschafft den Angehörigen von Gruppen damit Zugriff auf ökonomisches und Humankapital. Immer vorausgesetzt, dass in einem Netzwerk genügend Personen vorhanden sind, die bereit sind sich in einem solchen Austauschsystem einzubringen und dadurch erst ermöglichen, dass sich verschiedene Arten des Kapitals ineinander umtauschen lassen. Ganz besonders wichtig ist der Informationsfluss, der durch ein Mehr an sozialem und kulturellem Kapital verstärkt wird. In einem großen, sehr differenzierten Netzwerk verbreiten sich Informationen deutlich besser als in einem kleinen, sozial homogenen Netz, das nur den Familien-, Nachbarschafts-, Kollegen- und Freundeskreis einbezieht (Faist 2000, 31). Gleichzeitig müssen aber auch die negativen Auswirkungen des sozialen Kapitals bedacht werden. Einerseits wird vielleicht

erwartet, dass die Gruppe am ökonomischen Erfolg des Einzelnen beteiligt wird, in Form des Teilens mit der Gruppe. Andererseits bedeutet ein enges, dicht verflochtenes Netz auch Einschränkungen für das Individuum. Konformitätsdruck und Kontrolle sind zwei mögliche Wege die individuelle Freiheit einzuschränken. Hier wird von negativem oder saurem Kapital gesprochen (Haug 2000, 41).

Wichtige Merkmale des sozialen und des kulturellen Kapitals sind zum einen, dass es sich um stark lokal gebundene Ressourcen handelt, die nur schwer von einem Land in ein anderes transferiert werden können. Erst die Entwicklung transnationaler Netze oder eine Kettenmigration machen einen Austausch möglich. Andererseits verbindet dieser Austausch Netzwerke verschiedener Länder, da das soziale und das kulturelle Kapital als Übertragungsmechanismus den Austausch organisiert und reguliert (Faist 2000, 32). Außerdem werden diese Formen des Kapitals genutzt, um das Fehlen ökonomischen oder Humankapitals auszugleichen. So wird ein Migrant auf Arbeitssuche häufig sein soziales Netz nutzen, um eine Arbeitsstelle zu finden (Espinosa und Massey 1997, 142).

Faist (2000, 34) entwickelt vier Hauptformen des kollektiven Handelns in transstaatlichen Räumen, die im Folgenden kurz vorgestellt werden sollen.

Grad der Formalisierung	Gering(Netzwerke)	Hoch (Organisationen)
Potenzial für Dauerhaftigkeit		
kurzlebiger	Kontaktfelder: Massenhandeln	Kleingruppen: spezifische Reziprozität und fokussierte Solidarität
langlebiger	Themenzentrierte Netzwerke: Reziprozität als Tausch	Gemeinschaften und Organisationen: generalisierte Reziprozität und diffuse Solidarität

Abbildung 3: Typen von kollektivem Handeln in transstaatlichen Räumen
Quelle: Faist 2000, 35.

Massenhandeln

Nach diesem Typ des kollektiven Handelns orientieren sich Migranten an den Erfahrungen von Pioniermigranten und etablieren Netzwerke, in denen nach Prinzip der Reziprozität oder Solidarität Hilfsleistungen ausgetauscht werden. Es kann sich dabei um Unterstützung aller Art, zum Beispiel bei der Arbeits- oder Wohnungssuche, aber auch um Betreuung der Kinder handeln. Diese Form des kollektiven Handelns ist kurzlebig und erschöpft sich meist innerhalb einer Generation. Gründe dafür sind häufig entweder ökonomische oder aber auch politische Entwicklungen, wie zum Beispiel der Anwerbestopp von Gastarbeitern 1973 (Faist 2000, 36)

Spezifische Reziprozität und fokussierte Solidarität

Dieser kurzlebige, aber hochorganisierte Typus bezieht sich vor allem auf Kleingruppen zum Beispiel auf Verwandtschaftskollektive, die sich etwa zur ökonomischen Absicherung als informelles Versicherungskollektiv zusammenschließen oder sich in einer solidarischen Gemeinschaft zusammenfinden. Reziprozität und Solidarität sind hier auf die Mitglieder einer kleinen Gruppe beschränkt, unter denen face-to-face-Kontakte bestehen. Es handelt sich um spezifische Reziprozität, wenn „Teilnehmer Gegenstände von gleichem Wert in einer strikt eingehaltenen Sequenz tauschen“ (Faist 2000, 36). Rechte und Pflichten der Beteiligten sind festgelegt. Es wird von fokussierter Solidarität gesprochen, wenn sich das Prinzip der Solidarität auf eine kleine Gruppe bezieht und es sich häufig um die Verwandtschaft handelt. Empathie mit nahestehenden Mitmenschen ist die Triebfeder dieses Typus.

Reziprozität als Tausch

Themenzentrierte Netzwerke sind langlebige, grenzüberschreitende Netzwerke, „die Informationen und Dienstleistung austauschen, um gemeinsame Ziele auf dem Hintergrund eines für ein Problem (issue) geteilten Wertehorizonts und eines verbindlichen Diskurses zu erreichen“ (Faist 2000, 37). Beispiele eines solchen Austausches sind Netzwerke unter Wissenschaftlern oder Experten, aber auch kirchliche Institutionen fallen in diesen Bereich.

Generalisierte Reziprozität und diffuse Solidarität

Generalisierte Reziprozität funktioniert ähnlich wie das Prinzip der multiplen Reziprozität. Hier ist der Tauschpartner nicht mehr eine klar identifizierbare Person, sondern es handelt sich vielmehr um Angehörige einer größeren Gruppe zum Beispiel eines Dorfes, einer

Religionsgemeinschaft oder einer Nation. Diese Form der Reziprozität funktioniert im Vertrauen auf die Ausgewogenheit innerhalb der Gruppe. Hemseri-Beziehungen unter türkischen Migranten sind ein typisches Beispiel; hier helfen sich Menschen, die sich gegenseitig nicht kennen, ohne Gegenleistung zu erwarten. Die verbindende Gruppenzugehörigkeit wird dabei als diffuse Solidarität bezeichnet, da nicht jeder jeden persönlich kennt (Faist 2000, 38).

2.5 Handlungsräume

Aufgrund der Kritik, die Transnationalisierungsforschung hätte sich bisher zu wenig für die Individuen interessiert, die durch ihr Handeln überhaupt erst transnationale Zusammenhänge erstellen, hat sich die Konzeption der „Transnationalisierung von unten“ entwickelt. Sie interessiert sich für die Lebenswelt und das Handeln der Akteure im Alltag (Mau 2007, 53).

Mau (2007, 58) postuliert, dass in der Folge der Transnationalisierung „Individuen in ihrer sozialen und geographischen Orientierung weniger auf örtliche Fixierungen, kleinräumliche Verhältnisse und kulturelle Homogenität festgelegt [sind], sondern zunehmend in der Lage sind, einen Handlungshorizont abzustecken, der den Nationalstaat übersteigt.“ Neue Räume werden angeeignet, Heterogenität als normal empfunden und so Distanzen und Differenzen überbrückt (Appadurai 1998, 11). Die Entwicklung einer transnationalen Kompetenz kann dabei in Zusammenhang gebracht werden mit dem Theoriemodell der Modernisierung als Individualisierung, denn sie bringt „eine Relativierung von Herkunftsbindungen und individuelle Optionssteigerung“ mit sich (Mau 2007, 59; vgl. Keupp 1995b, 353). Die Individuen lösen sich aus bisher unreflektiert übernommenen, vorgegebenen Sozialformen. Diese Freisetzung aus früheren Beziehungssystemen und damit verbundenen Sicherheiten bringt für die Akteure eine Steigerung der individuellen Freiheit (Zoll 1995, 323). Zum Beispiel weitet sich die Freiheit bei der Auswahl von Interaktionspartnern. Diese Entwicklung hat nicht nur soziale, sondern auch räumliche Implikationen. Dem Individuum wird es nun möglich sich aus dem sozialen Netz, das ihm durch Geburt und den Aufenthaltsort mitgegeben wird, zu lösen und sich in neue Kreise zu begeben. Kommunikations- und Verkehrstechnologien sind dabei Voraussetzung und wichtige Mittel, um soziale Bindungen aus ihrer räumlichen Bindung zu lösen und neue Sozialbeziehungen entstehen zu lassen (Mau 2007, 59). Eine Ausweitung der Optionen erlaubt den Individuen in Hinblick auf ihr

soziales Netz und ihre Mobilität persönlichen Präferenzen und Neigungen nachzugehen. Der nationalstaatliche Rahmen beeinflusst Dynamik und Struktur der Ausdehnung transnationaler Interaktionen und Beziehungen, aber stellt keine Grenze dar (Mau 2007, 60). Die Individualisierung ist ein ambivalenter Prozess. Auf der einen Seite ermöglicht sie, die Gestaltung des Lebens bewusst in die Hand zu nehmen, gleichzeitig fordert sie von jedem Menschen ein hohes Maß an eigenverantwortlichem Handeln und Sinngebung, verbunden mit einem Verlust gemeinschaftlicher Sicherheit (Beck 1995, 304; Keupp 1995, 337). Mau (2007, 61) schreibt: „Man kann zu Recht die Frage aufwerfen, ob mit der Transnationalisierung eine qualitativ neue Stufe der Reichweite, Fluidität und Heterogenität sozialer Beziehungen erreicht ist, die die Gefahr von Desintegration und individueller Überforderung steigern.“ Transnationale Beziehungen sind häufig deutlich anspruchsvoller, denn der Akteur muss mit einer größeren kulturellen Vielfalt umgehen, die oft auch mit unterschiedlichen oder gar gegensätzlichen Handlungskontexten und Referenzsystemen einhergeht. So werden von den transnationalen Akteuren konstant Übersetzungs- und Anpassungsleistungen gefordert. Individuelle Überforderung kann leicht als Folge der Transnationalisierung mit ihrer komplexeren Lebenswelt auftreten. Besonders die Multiplikation von Aufenthalts- und Bezugsorten, höhere Anforderung an die Eigenleistung und ein diffuses Beziehungsnetz können die Menschen verunsichern oder ganz ohne soziale Einbettung zurücklassen (Mau 2007, 61). Und gleichzeitig lassen sich Menschen äußerst kreative Wege einfallen, um verschiedene Teile ihrer Lebenswelt wieder in Kontext zu bringen und scheinbar unvereinbares zu verbinden (Beck 1995, 305). Die biographische Perspektive lässt zu, verschiedene Orte in Beziehung zu setzen und so können „Migrationsbiographien selbst mit ihren aufgeschichteten Erfahrungsspuren von Grenzüberschreitungen als Orte transnationaler Räume anschaulich“ vorgestellt werden (Apitzsch 2003, 65)

Die transnationalen sozialen Räume sind weder ganz in der einen, noch ganz in der anderen Gesellschaft zu verorten, sondern spannen sich dazwischen auf. Das Aufeinandertreffen verschiedener Kulturen führt zu einer neuen Mischung von Bestandteilen, die aus unterschiedlichen kulturellen Kontexten stammen und damit zur Konstruktion neuer Zugehörigkeiten und Identitäten beitragen (Nederveen Pieterse 1998, 116). Es entstehen hybride Formen der Kultur, die „einen Raum für unterschiedliche Rationalitätskontinuen und Referenzsysteme“ bieten (Bronfen und Marius 1997, 17). Diese Transformationen spiegeln

sich in der Literatur wieder, es existieren zahllose Artikel, die vom „Melange-Effekt“ (Nederveen Pieterse 1998, 87) oder den „Hybriden Kulturen“ (Bronfen und Marius 1997, 1) handeln. Ob man diese Zwischenformen mit Melange, Hybrid oder als transnationale Kulturen bezeichnet, scheint weniger auf Unterschiede des Phänomens hinzuweisen als auf den jeweiligen theoretischen Hintergrund. Mit dieser Globalität oder Transnationalität verändert sich aber auch der Bezugsrahmen. Die räumliche Dimension rückt in den Vordergrund (Albrow 1998, 425). Nach Meyrowitz (1998, 188) führt diese Transformationen „nicht zur Loslösung vom Ort, sondern zu einem stärker individualisierten Umgang mit dem Ort im Sinn einer Wahl des Lebensstils“. Mau (2007, 73) sieht in der Abschwächung oder sogar Aufhebung der räumlichen Bindung sozialer Beziehungen eine ganz besondere Charakteristik transnationaler sozialer Räume. Mit Hilfe moderner Technik lassen sich soziale Beziehungen aus ihrer räumlichen Verbundenheit lösen, denn räumliche Distanzen sind heute leichter und schneller zu überbrücken.

Trotz erhöhter Mobilität, vergrößerten Handlungsräumen und verbesserter Kommunikationsmöglichkeiten umreißt die Idee der „ortslose[n] Gesellschaft“ die Transformationsprozesse nicht. Gerade der Verlust von sozialen und räumlichen Fixpunkten scheint bei den Transmigranten ein Bedürfnis nach Verwurzelung hervorzurufen, nicht im Sinne einer selbstaufgelegten räumlichen Beschränkung, sondern einer neuen Verortung, die nicht im Widerspruch zu erweiterten Handlungsräumen steht (Mau 2007, 74). Neuorientierungen dieser Art sollten deshalb auch als eine Form „reflexiver Identitäts- und Gemeinschaftsbildung verstanden werden“ (Mau 2007, 85). Die transformative Leistung der Individuen ist es, die auf der Mikroebene Handlungs- und Sinnzusammenhänge konstruieren, deren Verdichtung transnationale Räume entstehen lässt. Solche Handlungs- und Sinnzusammenhänge sind extrem variabel, da sich ihr Kontext ständig ändern kann oder sie selbst dazu beitragen, den Handlungskontext zu verändern (Mau 2007, 85). Die transnationalen sozialen Räume sind damit nicht einfach gegeben, sondern sie werden durch soziale Interaktionen der Transmigranten herausgebildet und am Leben gehalten. Auch im Lebenszyklus ergeben sich Veränderungen in der Ausdehnung des Handlungsraumes. Während sich der Aktionsradius eines Kindes zunächst stetig erweitert, zieht er sich im Alter wieder zusammen. Darüber hinaus spielen neben der kognitiven Raumwahrnehmung vor allem auch die sozialen und kulturellen Kompetenzen, wie Sprachkenntnisse, Bedienung des Internets, Orientierung in fremden Städten oder auf internationalen Flughäfen, eine

entscheidende Rolle für die tatsächliche Raumeignung von Individuen (Mau 2007, 87). Wer über solche Kompetenzen verfügt, für den ist eine Erweiterung der persönlichen Handlungsräume attraktiv und der wird sich seine Bewegungs- und Kontakträume nach seiner eigenen Logik zusammenstellen.

Auch die Zeit ist hier ein limitierender Faktor, denn tiefer gehende Kontakte kann man nur zu einer kleinen Zahl an Personen pflegen. Damit ziehen sich die neuen Handlungsräume nicht flächendeckend über den ganzen Globus, sondern sind durch die soziale Situation des Individuums und seiner selektiven Handlungen unterschiedlich ausgeprägt. Der mögliche Handlungsraum ist stark erweitert, aber nur einzelne Teile werden zum persönlichen Aktionsraum. Diese verschiedenen Teile bleiben nicht inselartig unverbunden, sondern lassen transnationale soziale Räume entstehen (Mau 2007, 88). Albrow benutzt den Begriff *sociocapes*, um die neuen Raum- und Beziehungsstrukturen, die auch über große Distanzen bestehen, zu beschreiben. Diese aus sozialen Interaktionen bestehende Soziallandschaft lässt Verbindungen ohne räumliche Begrenzung zwischen Individuen und Gruppen entstehen. Gemeinsame Interessen oder Milieubezüge sind typisch für Netzwerke dieser Art. Nicht der Raum verliert an Bedeutung, sondern die Individuen entscheiden, welcher Raum für sie persönlich relevant ist (Mau 2007, 89f). Die Räume werden vielfältiger und komplexer, aber keineswegs strukturlos oder gar zufällig. Statt klar von einander abgeschlossene Räume, wie die Vorstellung des Nationalstaates als Containerraum dies vermittelt, sind wir jetzt mit sich überlagernden und verschachtelten Raumbezügen konfrontiert. Soziale Netzwerke wirken dabei ordnend und sind wesentlich an der sozialen Integration und Einbettung beteiligt (Mau 2007, 90).

2.6 Migration und Gender

Bis in die 1980er Jahre tauchen Frauen in der Literatur zur internationalen Migration als eigenes Forschungsthema nicht auf. Sie wurden vor allem als Mit- und Nachwandernde im Schlepptau von Männern dargestellt. Traditionelle rollenspezifische Stereotype von der immobilen Frau, die das Heim und den Herd hütet, wurden unhinterfragt übernommen (Hahn 200, 77ff). Tatsächlich stellen Frauen heute rund die Hälfte der international wandernden MigrantInnen. Die Tendenz ist steigend (Parnreiter 2000, 41). In der jüngeren Forschung haben die Migrantinnen deutlich mehr Beachtung gefunden. Auch in diesem Bereich wurde eine Reduktion auf strukturell-analytische Erklärungsmodelle, wie das der

Push-and-Pull-Faktoren, als zu kurzgegriffen betrachtet. Stattdessen rückten neben den Zielländern auch die Herkunftsorte und Herkunftsgemeinschaften in den Blick der Forscher. Es wurde vor allem mit dem biographische Interviews gearbeitet, einer dem qualitativen Methodenansatz verpflichteten Vorgehensweise (Hahn 2000, 90). Aber unabhängig davon, welche Herangehensweise die ForscherInnen wählten, es wurde deutlich, dass „die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und rechtlichen Rahmenbedingungen zu weitreichenden geschlechtsspezifischen Differenzen führ(t)en, wodurch sich für Frauen völlig anders gelagerte Erfahrungen und Konsequenzen ergeben“ (Hahn 2000, 91).

Während das biologische Geschlecht genetisch festgelegt ist, ist das soziale Geschlecht, also das, was als weibliches oder männliches Rollenverhalten anerkannt wird, eine gesellschaftliche Konstruktion, die kulturell und auch historisch variiert und immer neu konstruiert werden muss. Frauen wie auch Männer wechseln im Zuge einer Migration häufig von einem Geschlechterkontext in einen anderen. Mit den neuen Erwartungen an ihr Rollenverhalten müssen die MigrantInnen umgehen. Häufig werden kreative Wege gefunden, beides zu verknüpfen. Deshalb ist es notwendig, den jeweiligen Geschlechterkontext der Migrantin regional und historisch differenziert mit zu berücksichtigen (Aufhauser 2000, 108f).

Als eines der Kernthemen der gender-bewussten Migrationsforschung kristallisiert sich die Frage heraus, ob sich aus der Migration eine emanzipatorische Wirkung für die Frauen ergeben kann (Parnreiter 2000, 43). Grundsätzlich birgt die Migration für Frauen die Chance, sich aus ihren Herkunftsmilieus zu lösen, mit traditionellen Formen der Arbeitsteilung zu brechen und so ihre Handlungsräume entschieden zu erweitern (Mau 2007, 278). „Traditionelle unbewusste und bewusste Rollenbilder können kontrastiert, hinterfragt und zurückgewiesen werden, indem Migrantinnen in den Produktionsprozess und den öffentlichen Raum einbezogen werden“ (Parnreiter 2000, 43). Ein eigenes Gehalt kann die Position einer Frau stärken und ihr zu mehr Unabhängigkeit verhelfen. Allerdings geht auch diese Emanzipation oder Individualisierung mit dem Risiko einher, wichtige soziale und kulturelle Sicherheiten zu verlieren. Gegenteilige Beobachtungen beschreiben, wie sich traditionelle Rollenbilder in der Migration zusätzlich verstärken und die Kontrolle durch den Mann zunimmt (Parnreiter 2000, 43). Aufhauser (2000, 109) vertritt die Meinung, es komme dann zu einem positive Einfluss auf die Gestaltung des Lebens und Alltags der Frauen, wenn sich durch die Wanderung der Handlungsraum der Frauen vergrößert und soziale Netzwerke

entweder erhalten bleiben oder neu geschaffen werden können. Im gegenteiligen Szenario kommt es zur sozialen Isolation und ganz allgemein zur Verschlechterung der Position der Migrantin.

Es sollte unbedingt vermieden werden, die Migrantinnen pauschal als Opfer abzustempeln und sie zum Beispiel als vor ihrer Wanderung aus ländlichen Gebieten der Türkei durch Frauennetzwerke gestärkte Persönlichkeiten zu stilisieren, die jetzt alleine ohne Sicherheitsnetz dastehen. Schöttes und Treibel (1997, 108) warnen vor dem Schwarz-Weiß-Denken der Kulturkonfliktthese, bei der die Migrantinnen als hin- und hergerissen zwischen den unvereinbaren Kulturen des Herkunfts- und des Ankunftslandes gesehen werden und dabei ganze Gesellschaften auf wenige stereotype Vorstellungen festgelegt werden. Sie plädieren dafür, die Migrantinnen als Handelnde zu begreifen, die im Aufnahmeland nicht einen Abklatsch der Herkunftsgesellschaft aufleben lassen, sondern unter den vielen Einflüssen der Aufnahmegesellschaft etwas Neues kreieren (Schöttes und Treibel 1997, 108).

2.7 Der Interkulturelle Garten als Raum „dazwischen“

Ein Ort, der sich ohne Schwierigkeiten als transnationaler sozialer Raum definieren lässt, ist der interkulturelle Garten. Denn hier bietet sich ein Raum, in dem Menschen mit verschiedenen kulturellen Hintergründen zusammenkommen und miteinander etwas Neues entstehen lassen. Der interkulturelle Garten kann als Modell für einen transnationalen sozialen Raum betrachtet werden. Obwohl dieser Begriff eigentlich den eher unsichtbaren Beziehungsraum meint (vgl. S. 12), ist er hier als Gartengrundstück klar abgegrenzt und überschaubar. Ebenso ist der Personenkreis begrenzt, der gartelt. Demzufolge können die Thesen der Transmigration gut angewandt werden.

Die Idee für die Interkulturellen Gärten entwickelte sich 1996 in Göttingen aus einem Gartenbauprojekt für bosnische Frauen. Die Internationalen Gärten Göttingen wurden zum Prototypen für viele Interkulturelle Gärten, die seither in Deutschland entstanden sind (Müller 2001, 1). Auf die Frage, was sie denn am meisten vermissen, antworteten die Flüchtlingsfrauen, die bastelnd im Migrationszentrum saßen, dass seien ihre Gemüsegärten. So machten sie sich, unterstützt von dem äthiopischen Agraringenieur Tassew Shimeles, auf die Suche nach einem geeigneten Grundstück, um dort einen Garten anzulegen (Müller 2002, 16). Inzwischen sind auf der Homepage der Stiftung Interkultur ca. 70 Gärten in

Deutschland gelistet. Die Interkulturellen Gärten wurden bereits mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Integrationspreis des Bundespräsidenten (2002) und mit dem 1. Preis der Niedersächsischen Umweltstiftung (2005) (Stiftung Interkultur 2008).



Abbildung 4: Der Generationengarten in München-Milbertshofen
Quelle: Eigenes Foto

Das Prinzip der Interkulturellen Gärten ähnelt den community gardens, wie sie aus den USA und Kanada bekannt sind und in vielen Ländern der Welt praktiziert werden, zum Beispiel in Südamerika und Südafrika (vgl. Arndt und Haidle 2007; Meyer-Renschhausen 2000). Es handelt sich um einen großen Garten, in dem Parzellen an die Menschen aus der Nachbarschaft verpachtet werden. Hier kommen MigrantInnen wie Deutsche zusammen, um gemeinsam Obst, Gemüse und Blumen anzubauen. Die Teilnehmer kommen aus allen sozialen Schichten und viele der MigrantInnen haben einen Fluchthintergrund (Müller 2007, 3). Über das Anbauen und Ernten hinaus ist in vielen Gärten ein reges Gemeinschaftsleben mit vielerlei Aktivitäten geboten. Es werden Gemeinschaftshäuschen gezimmert, Öfen zum Brotbacken gebaut oder Honig von eigenen Bienenstöcken gewonnen. Manche Gärten bieten sogar ein umfangreiches Winterprogramm mit Sprach- und Computerkursen, künstlerischen und handwerklichen Aktivitäten. Mancherorts finden sich auch Sport- und

Theatergruppen. Vorträge werden abgehalten, es gibt Beratungs- und Fortbildungsangebote und auch Unternehmungen für die Kinder (Müller und Werner 2005, 1).

Wer sich jetzt eine traditionelle Schrebergartenanlage vorstellt, liegt falsch. Hier gibt es keine Zäune mit blickdichten Hecken und einem Gartenhäuschen auf jeder Parzelle, sondern es entsteht der Eindruck eines zusammengehörigen Gartens. Die Grenzziehung zwischen den Parzellen ist unauffällig, häufig schließen lediglich kleine Wege eine Parzelle ab, manchmal sind Schnüre gespannt. Nur nach außen ist der Garten meist durch einen Zaun abgegrenzt, der zunächst einmal Hunde abhalten soll, aber auch deutlich macht, dass es sich hier nicht um öffentlichen Raum handelt (Müller 2007, 3).



Abbildung 5: Der Kulturgarten Hadern
Quelle: Eigenes Foto

Neben den Privatparzellen finden sich immer auch große Gemeinschaftsflächen, die für das soziale Leben und das Zusammengehörigkeitsgefühl im Garten wichtig sind. Sie werden genutzt für Feste, zum Spielen für die Kinder, für Feuerstellen, für die gemeinschaftlich organisierte Wasserversorgung, den Kompost oder auch einfach nur dazu, um zusammenzukommen, sich auszutauschen oder miteinander zu essen.

Die Beete werden sowohl an Einzelpersonen, wie auch an ganze Familien verpachtet, wobei auf eine möglichst hohe Vielfalt kultureller Hintergründe der GärtnerInnen geachtet wird. Im Gegensatz zu manchen anderen Gartenbauprojekten sind die Teilnehmer in der Auswahl ihrer Bepflanzung sehr frei, was vor allem den MigrantInnen entgegenkommt, da sie hier – soweit Klima und Boden es ermöglichen - Gemüse und Blumen anpflanzen können, die sie aus ihrer Heimat kennen.

Das Ziel der Interkulturellen Gärten wird von der Stiftung Interkultur wie folgt beschrieben:

„In Interkulturellen Gartenprojekten begegnen sich unterschiedliche ethnisch-kulturelle Hintergründe und auch verschiedene soziale Milieus, Lebensformen und Altersgruppen. Bei den, in den Gärten, Aktiven handelt es sich um Akteure, die häufig alles zurückgelassen haben - nicht nur Hab und Gut, sondern auch soziale Bindungen und Zugehörigkeiten. Solche Zusammenhänge behutsam wiederherzustellen und den Menschen damit die Möglichkeit zu geben, ähnlich wie beim Wurzeln-Schlagen von Pflanzen neuen "Boden unter den Füßen" zu gewinnen, ist Sinn und Zweck dieser Projekte“ (Stiftung Interkultur).

Der Erfolg der Interkultureller Gärten ergibt sich für die Autorinnen der Stiftung Interkultur „vor allem in der spezifischen Positionierung dieser Projekte in „Zwischenräumen“ (Müller und Werner 2005, S. 1). Sie schließen damit sowohl an den wissenschaftlichen Diskurs der transnationalen sozialen Räume aus der Migrationsforschung an als auch an Konzepte und Theorien, die der Kulturtheorie entstammen. Beiden Richtungen nehmen Abstand vom der „Vorstellung einer autochthonen und homogenen nationalen Kultur“ (Bronfen und Marius 1997, 17). Homi K. Bhabha (1997, 123) schreibt dazu:

„Konzepte wie homogene nationale Kulturen, die auf Konsensus beruhende und nahtlose Übermittlung historischer Traditionen oder „organisch“ gewachsener ethnischer Gemeinschaften werden – als Basis kulturellen Vergleichs – derzeit grundlegend neu definiert.

Aus diesem Verständnis heraus sind die interkulturellen Gärten immer wieder zwischen den verschiedenen sozialen und kulturellen Räumen zu verorten (vgl. Arens 2005, Müller 2002 und Werner 2008). Arens (2005, 3) beschreibt die Gärten als „alternativen Ort“ als „dritte/andere Geographie“. Was für manche Menschen mit Migrationshintergrund die Literatur oder die darstellenden Künste bieten, sind für andere die Gärten. Orte, die „alternative Möglichkeiten zum Dialog, zur Verständigung und der Produktion von etwas

Anderem, das die herkömmliche Sicht auf die Realität verändern kann“ bieten (Arens 2005, 3). Diese kreative Leistung setzt Souveränität der Akteure im Bezug auf ihr eigenes Leben voraus. Ein selbstbestimmtes Leben und Partizipation an der Gesellschaft bleibt den Migranten aber häufig verwehrt (Müller 2001, 2). Die logische Folge ist für Müller (2002, 44f) die Notwendigkeit, „hybride Integrationskonzepte“ zu entwickeln, wie sie in den interkulturellen Gärten gelebt werden. Ganz besonders wichtig ist es dabei, Integration nicht mit Assimilation zu verwechseln. Denn Integration ist ein gegenseitiger Prozess, von dem im Idealfall beide Seiten profitieren. Dazu ist es aber notwendig, dass die Mehrheitsgesellschaft auch realisiert, dass es von den MigrantInnen viel zu lernen gibt. Ein Blickwechsel ist dazu unerlässlich. Die MigrantInnen sollten als Gleichberechtigte gesehen und behandelt werden, die im Bezug auf gleiche Interessen (z.B. Gärtnern) einbezogen werden. In den interkulturellen Gärten wird versucht, an das Wissen, die Erfahrungen, die sozialen Kompetenzen und die emotionalen Ressourcen der MigrantInnen anzuknüpfen und ihnen einen neuen Kontext zu geben. Im Akt des Anknüpfens an diese Ressourcen findet durch die Interaktion auch ein Ausdifferenzierungsprozess statt, der einen Integrationsprozess darstellt. Im aktiven Mitgestalten des Aufnahmelandes scheint ein erfolgreicher Weg zu liegen, um die Migranten neu zu verwurzeln, ohne dass diese dabei ihre eigenen Identitäten aufgeben müssten (Müller 2002, 45).

Der Garten und die Frauen

Die interkulturellen Gärten sprechen speziell Frauen an, da das Gärtnern als versorgungsorientierte Tätigkeit nach traditionell gesellschaftlicher Aufgabenverteilung in den Bereich der Frauen fällt. An einem Beispiel aus Mexiko zeigt Müller (2002, 66), wie „die Subsistenzorientierung mit der starken ökonomischen und sozialen Position von Frauen Hand in Hand“ geht. Auch in den Interkulturellen Gärten in Göttingen ist das Bedürfnis, sich in versorgungsorientierte Zusammenhängen neu zu verorten, erkennbar. Hier ergibt sich auch die Möglichkeit für die Frauen, sich in Frauen-Netzwerken neu zu organisieren. Christa Müller schreibt (2002, 67):

„Die leichtere Kontrollierbarkeit von Frauen erklärt sich unter anderem dadurch, dass ihnen im Exil die weiblichen Netzwerke fehlen, in deren Kontext sie sich gestaltungssicher und frei bewegen können – ob mit oder ohne Schleier. Die soziale Praxis in den Gärten bietet die Möglichkeit der Re-Organisation von Frauen-Netzwerken und damit einen nicht zu unterschätzende Ausweitung von weiblichen Handlungsspielräumen.“

3 Methodisches Vorgehen

3.1 Begründung eines qualitativen Vorgehens

Diese Arbeit soll Einblick in die Lebenswelt der Frauen mit Migrationshintergrund im Kulturgarten Hadern gewähren. Bei einem solchen Vorhaben liegt ein interpretativ-verstehendes Vorgehen nahe. Ausgehend von der Annahme, dass die soziale Wirklichkeit auf Handlungs- und Kommunikationsprozessen und deren Interpretation beruht, stellt eine qualitativ arbeitende Humangeographie diese individuell verschiedenen Konstruktionen der Wirklichkeit und ihren Raumbezug in den Mittelpunkt ihres Forschungsinteresses (Reuber und Pfaffenbach 2005, 110). Ein diesem interpretativen Paradigma folgender Ansatz ist die Ethnomethodologie. Sie interessiert sich für die sozialen Strukturen des Alltagshandelns der Menschen (Lamnek 2005, 42). Hier steht anders als im Symbolischen Interaktionismus nicht die subjektive Bedeutung, die der Interaktion zugewiesen wird, sondern die Frage im Mittelpunkt, wie diese Interaktion organisiert wird. Außerdem geht die Ethnomethodologie davon aus, „dass die Methode des Handelns bei verschiedenen Gruppen unterschiedlich bzw. innerhalb eines sozialen Gefüges ähnlich sind“ (Reuber und Pfaffenbach 2005, 113).

Der Fokus dieser Arbeit liegt auf den sozialen Netzen, wie diese funktionieren und welche Handlungsräume sich daraus ergeben. Da es sich zudem um Akteure mit verschiedenen kulturellen Hintergründen handelt, scheint die Ethnomethodologie ein geeigneter theoretischer Hintergrund. Dahinter steht ein Menschenbild, das die Individualität und die Subjektivität hervorhebt. Das Handeln von Mitgliedern einer Gruppe oder Gesellschaft ist nicht bestimmt von passiv internalisierten Normen und sozialen Zwängen, sondern die soziale Wirklichkeit wird in der Interaktion aktiv gestaltet (Reuber und Pfaffenbach 2005, 113f). Der Ansatz deckt sich weitgehend mit der Theorie der Transnationalisierung, die auch von der Fähigkeit der Individuen ausgeht, sich nach der Migration in einem kreativen Prozess eine neue soziale Wirklichkeit zu erschaffen. Die Ausrichtung, Methoden und Ziele der qualitativen Sozialforschung beziehen die Pluralisierung und Individualisierung der modernen Gesellschaft mit ein und erlauben so eine differenziertere Erfassung sozialer Phänomene als die quantitative Forschung (Flick 1995, 9). Folgende Prinzipien liegen dabei der qualitativen Forschung zugrunde (Lamnek 2005, 20ff):

Der Komplexität der sozialen Welt tritt die qualitative Forschung mit einer Offenheit des Erhebungsinstrumentariums gegenüber, um so nicht vorab eine „informationsreduzierende Selektion“ vorzunehmen und damit neue, unerwartete Informationen auszuschließen.

Der Forschungsprozess ist als eine Interaktion zwischen Forscher und dem zu Erforschendem zu verstehen, die nicht als Störgröße möglichst gering gehalten werden muss, wie dies in der quantitativen Forschung gilt. Die Sicht der Wirklichkeit ist dabei auch immer eine Frage der Perspektive und der Beforschte grundsätzlich als deutungsfähiges Subjekt zu sehen.

Die Konstruktion sozialer Realität ist nie abgeschlossen, sondern in ständigem Wandel. Um der Prozessualität sozialer Phänomene gerecht zu werden, ist deshalb ein ebenfalls prozesshafter Forschungsakt gegenüberzustellen.

Die empirische Forschung ist also in ihrem Verlauf veränder- und anpassbar. Dementsprechend sollten auch die Erhebungsmethoden flexibel einsetzbar sein.

Die Bedeutung einer Handlung oder eines sprachlichen Ausdrucks wird nur unter Berücksichtigung des Kontextes verständlich. Deshalb müssen bei der Auswertung der Aussagen der Interviewpartner stets der Kontext der Person mitberücksichtigt werden (Reuber und Pfaffenbach 2005, 118).

Um die Nachvollziehbarkeit der Interpretation zu gewährleisten, sind die einzelnen Schritte des Untersuchungsprozesses offenzulegen.

Im Mittelpunkt dieser Untersuchung stehen der Kulturgarten Hadern und die sozialen Netze und Handlungsräume der Gärtnerinnen mit Migrationshintergrund. Der Garten ist demnach der gemeinsame Bezugspunkt, um den sich die Netzwerke und Handlungsräume der Frauen gruppieren. Von ihm aus spannen sich die transnationalen sozialen Räume in alle Richtungen. Um dieses Phänomen zu untersuchen wurden zwei methodische Ansätze gewählt: Um die Vorgänge im Kulturgarten möglichst eingehend zu verstehen wurde eine teilnehmende Beobachtung durchgeführt. Die Lebenswelt der Gärtnerinnen wurde mit biographischen Interviews untersucht. Um auch Erkenntnisse zu der Projektarbeit in anderen interkulturellen Gärten oder Projekten für Frauen mit Migrationshintergrund zu gewinnen, wurden zusätzlich Experteninterviews geführt, die aber im Rahmen dieser Arbeit nicht systematisch ausgewertet wurden. Besonders im planerischen Teil (Kap. 5) dieser Arbeit flossen diese Gespräche intensiv ein. An dieser Stelle ein herzliches Danke schön an alle Experten für ihre Zeit und vor allem für ihre Erkenntnisse aus der Praxis.

- Anja Edelhäuser – Referentin für Asyl- und Migrationspolitik und Frauenpolitik der Fraktion Bündnis 90 / Die Grünen im Bayerischen Landtag, im Vorstand der Münchner Gärten der Kulturen
- Eugen Kuntze – Vorstand des Kulturgarten Hadern
- Mahbuba Maqsoodi – Vorsitzende des Vereins Afghanische Frauen in München AFM e.V.
- Christa Müller – Geschäftsführerin der Stiftung Interkultur
- Maria Virginia Gonzales Romero – Soziologin, Mitglied des Ausländerbeirates der Landeshauptstadt München
- Jakob Ruster und Michaela Hillmeier – VIA Bayern Verband für interkulturelle Arbeit
- Elisabeth Schellnegger – Sozialpädagogin, Projektleiterin im Generationengarten in München
- Hubertus Schröer – Geschäftsführer des Instituts für Interkulturelle Qualitätsentwicklung München (IQM), im Vorstand der Münchner Gärten der Kulturen

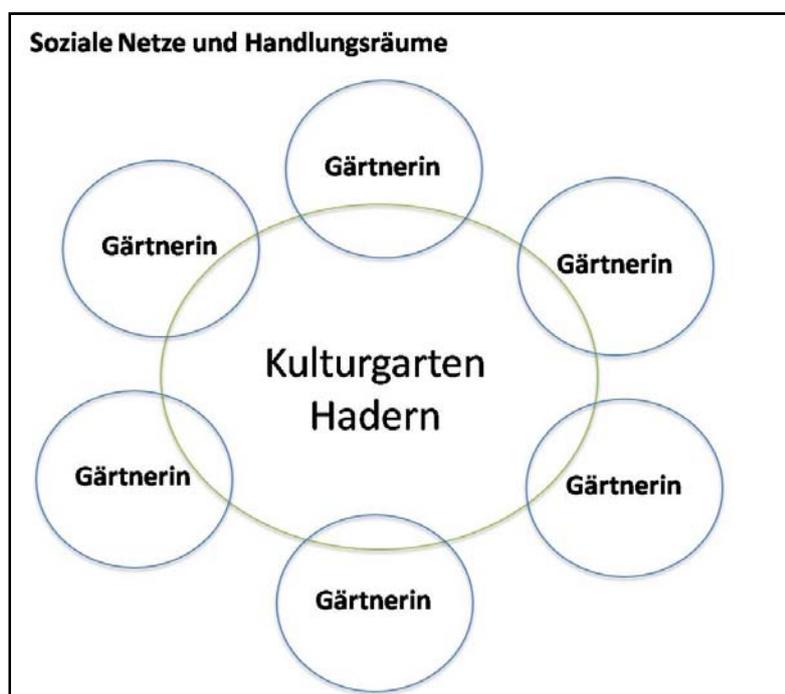


Abbildung 6: Soziale Netze und Handlungsräume
Quelle: Eigene Darstellung

3.2 Datenerhebung

3.2.1 Teilnehmende Beobachtung

Die teilnehmende Beobachtung als offenste aller Methoden ist das geeignetste Instrument, um den Alltag im Kulturgarten Hadern zu erkunden (Reuber und Pfaffenbach 2005, 123). Für diese Arbeit wurde mir von der Leitung des Kulturgartens eine an prominenter Stelle gelegene Parzelle überlassen, so dass ich seit Ende März ein Beet mit 40qm bewirtschaftete. Für eine teilnehmende Beobachtung schien ein eigenes Beet unerlässlich, da sonst die Aufenthaltsberechtigung im Garten fehlte und man konstant als Fremdkörper im Garten auffiele. Das Gärtnern bietet zudem eine gute Beschäftigung, um nicht immer als Beobachter herauszustechen und so das Verhalten der anderen GärtnerInnen unnötig zu beeinflussen. Gleichzeitig ließ es die Arbeit zu, nebenbei die Beobachtung durchzuführen. So war ich als Gärtnerin vollständig in die Gruppe integriert und meine Beobachterrolle kaum erkennbar.



Abbildung 7: Die Parzelle der Forscherin zu Anfang der Saison

Quelle: eigenes Foto

Die Beobachtung wurde offen durchgeführt (vgl. Lamnek 2005, 565). Das heißt, die GärtnerInnen wurden über mein Forschungsvorhaben informiert. Dies erwies sich als nicht so einfach, da es zu Beginn der Saison kein Treffen aller GärtnerInnen gab und eine schriftliche Benachrichtigung per Aushang seltsam erschien. So erwähnte ich stattdessen diese Arbeit sehr bewusst in jedem Gespräch mit einer neuen Person und beantwortete weitere Fragen. Tiefergehende Nachfragen bildeten die Ausnahme, weshalb die

GärtnerInnen nur ungenau über das Thema der Arbeit informiert waren. Eine allzu genaue Auskunft wäre dem Vorhaben allerdings hinderlich gewesen, da diese Arbeit auch die Initiation eines kleinen Frauenprojekts im Sinn hat. Den Frauen sollte aber keinesfalls der Eindruck vermittelt werden, sie seien hilfsbedürftig und hier werde ihnen in einem Projekt geholfen. Dies hätte jedem partizipativen Ansatz geschadet und außerdem ein falsches Bild dieser Frauen transferiert.

Die Beobachtungen wurden unstrukturiert durchgeführt, um den explorativen Charakter zu bewahren. Ich habe sie in Forschungsprotokollen festgehalten, wie Girtler (2001, 133ff) sie beschreibt. Die Protokolle wurden möglichst sofort nach der Rückkehr aus dem Feld angefertigt. Das Protokollieren erwies sich als hilfreiche Methode, um vor allem auch die vielen interkulturellen Interaktionen zu reflektieren. Festgehalten wurden nicht nur Beobachtungen zu den Frauen; es wurden alle Akteure im Garten einbezogen, um so ein stimmiges Gesamtbild zu erhalten. Der Kontakt zu den Frauen wurde allerdings bewusster aufgenommen und in den Vordergrund gestellt, da mögliche Interviewpartnerinnen gefunden werden sollten. Folgende Fragen leiteten die Beobachtungen:

- Wer kommt tatsächlich in den Garten?
- Wann kommen die GärtnerInnen und wie lang bleiben sie?
- Kommen die NutzerInnen allein oder mit der Familie?
- Wer übernimmt welche Arbeiten?
- Für welche Aktivitäten wird der Garten sonst genutzt?
- Wie intensiv sind die Kontakte im Garten?
- Wer übernimmt organisierende Aufgaben?
- Welche Personen besitzen eventuell Menschen-aktivierende Fähigkeiten?
- Wer verfügt über ein besonderes Ansehen im Garten und könnte damit vielleicht als gatekeeper betrachtet werden?

Ab Ende März lief die teilnehmende Beobachtung, wobei ich anfangs vier bis fünf Tage pro Woche jeweils ein paar Stunden im Kulturgarten verbrachte. Zunächst wählte ich sehr verschiedene Tageszeiten, um ein Gefühl zu entwickeln, wann die GärtnerInnen kommen. Da zu jeder Tageszeit grundsätzlich die Möglichkeit besteht GärtnerInnen anzutreffen, aber die Chance tagsüber unter der Woche relativ gering ist, habe ich mich hauptsächlich auf die frühen Abendstunden zwischen fünf und acht Uhr an Wochentagen und auf die Nachmittage

am Wochenende verlegt. Im Laufe des Forschungsprozesses konnte der Zeitaufwand deutlich reduziert werden, da sich ab einem gewissen Zeitpunkt keine wirklich neuen Erkenntnisse mehr einstellten (Sättigung). Wichtiger wurden nun die Gespräche und Diskussionen mit mehreren Frauen, die sich im Gartenalltag selten ergaben. Für die sich aber die Frauentreffs als spannende Plattform erwiesen.

Die teilnehmende Beobachtung erfüllte für diese Arbeit mehrere wichtige Aufgaben. Einmal konnte dadurch ein genaues Bild des Feldes erarbeitet werden, was unabdingbar ist, um sich darauf aufbauend, planerische Gedanken zu entwickeln. Zum zweiten erlaubte sie Kontakt zu den Beforschten aufzunehmen und sie als Interviewpartnerinnen zu gewinnen. Drittens konnten die Aussagen der Interviewpartnerinnen durch den kontinuierlichen Kontakt über Monate hinweg deutlich besser eingeschätzt werden. Und last but not least konnte nur durch den engen Kontakt mit den Frauen ein zweiwöchentliches Frauentreff aus der Taufe gehoben werden.

Ein Problem der teilnehmenden Beobachtung, das mich im Forschungsprozess immer wieder umtrieb, war die Frage, wie ich den Kontakt zu den Beforschten gestalte. Auf keinen Fall sollte der Eindruck entstehen, die Frauen dienen mir „als bloße Datenlieferanten“ (Girtler 2001, 185). Ich habe mir deshalb immer Zeit genommen, um mit den Frauen zu sprechen, ihnen wirklich zuzuhören und habe, wenn ich darum gebeten wurde, meine Meinung eingebracht. Ich kann mich nur Girtler (2001, 73) anschließen, der es für selbstverständlich hält, den Mitgliedern, der von ihm beforschten Gruppe, auch Einblick in die eigene Lebenswelt gewähren. Dies scheint nicht nur ein Gebot der Fairness, es ist auch notwendig um Gespräche zu führen, die eben keine Interviews sind und auf Gegenseitigkeit beruhen. Trotzdem versuchte ich in den Gesprächen stets mehr die Rolle des Zuhörers zu übernehmen. Aber selbst in den Interviews - einer Situation, die für alle Interviewpartnerinnen sehr ungewohnt war - erwies es sich als hilfreiche Methode einen Schwank aus dem eigenen Leben zu erzählen. Besonders, wenn die Frauen sehr knapp antworteten, ließ sich dadurch stärker die gewünschte Erzählatmosphäre erzeugen. Das Problem des „going native“, wie es in der Literatur immer wieder rezipiert wird (vgl. Girtler 2001, 78ff; Lamnek 2005, 39; Reuber und Pfaffenbach 2005, 128), konnte ich nicht in dem Maße feststellen, der den einer sehr intensiven Beschäftigung mit einem bestimmten Thema übersteigt. Auch da besteht die Gefahr, dass der Forscher die erforderliche Distanz verliert. Gespräche über die Forschungsarbeit mit Unbeteiligten erwiesen sich dabei als sehr

hilfreich, genauso wie die Forschungsprotokolle, die einen guten Eindruck davon vermitteln, was einem selbst zu Anfang noch überraschend und besonders erschien, zu einem späteren Zeitpunkt aber nicht mehr aufgefallen wäre. Die teilnehmende Beobachtung ist deshalb sehr gut geeignet, um die Vorgänge im Garten zu analysieren, um darüberhinaus einen Einblick in die Lebenswelt der Frauen zu bekommen wurden biographische Interviews geführt.

3.2.2 Biographische Interviews

Der vorliegenden Arbeit liegt die Annahme zugrunde, dass die Interpretation der Welt sehr stark auf den Erfahrungen des Einzelnen beruht und dieser Wissensschatz den Bezugsrahmen für jede zukünftigen Interpretation bildet (Schütz und Luckmann 2003, 46).

Außerdem bietet das Leben vor der Migration für die Frauen selbst einen wichtigen Referenzpunkt. Die persönliche Wahrnehmung ihres sozialen Lebens, ihrer Handlungsräume oder ihrer Rolle wird immer auf dem Vergleich zwischen dem „Hier“ und „Dort“ beruhen. Ein Verständnis ihrer Lebenswelt vor der Migration ist deshalb auch für die Interpretation ihrer Aussagen unbedingt erforderlich. Damit interessiert sich diese Arbeit nicht nur für die jetzige Lebenssituation der Migrantinnen, sondern möchte die lebensgeschichtlichen Zusammenhänge mit einbeziehen. Als Methode wurden biographische Interviews ausgewählt, die hier als eine Form des problemzentrierten Interviews verwendet wird. Das problemzentrierte Interview zeichnet sich durch weitgehende Offenheit aus, ein theoretisches Konzept ist allerdings vorhanden. Die Annahmen werden durch die Interviews an der sozialen Wirklichkeit der Befragten geprüft und modifiziert (Lamnek 2005, 368). Zur Datenerhebung wird ein Leitfaden eingesetzt, der auf den Vorüberlegungen des Forscher basiert (Reuber und Pfaffenbach 2005, 134) und sicherstellen soll, dass wichtig erscheinende Themenblöcke abgedeckt werden. Ein Leitfaden soll außerdem die Auswertung erleichtern, da sich die Interviewaussagen leichter vergleichen lassen.

Die Themenblöcke des Leitfadens sollen im Folgenden erläutert und begründet werden.

Themenblöcke

- Garten
 - Migration
 - Lebenswelt
 - Kontakt
 - Die Freunde
 - Handlungsräume
 - Frauenprojekt
-

Der erste Interviewblock enthält Fragen zum eigenen Beet im Kulturgarten, die von jeder Interviewpartnerin leicht zu beantworten sind. Es schien schlüssig mit Fragen zum Kulturgarten zu beginnen, da dies das verbindende Element zwischen der Befragten und der Forscherin ist.

Garten

Erzähl mir bitte, wie du zu dem Garten hier gekommen bist?

- Wie lang bist du schon dabei?
 - Wie hast du von dem Garten hier erfahren?
 - Bearbeitest du das Beet allein? Wer hilft dir?
 - Wer ist zuständig für das Beet?
 - Wer macht die Arbeit?
-

Im zweiten Fragenblock wird die Migration thematisiert. Es soll geklärt werden, unter welchen Umständen die Interviewpartnerin vor der Migration lebte, wo sie herkommt, wie alt sie bei der Migration war und aus welchen Gründen sie migrierte. Hieraus ergeben sich wichtige Hintergrundinformationen, die dazu beitragen sollen, die Aussagen der Befragten einzuordnen. Das Alter bei der Migration in Verbindung mit ihrem jetzigen Alter, gibt Auskunft darüber, wie lang die Frau in ihrem Herkunftsland gelebt hat und wie lange sie schon in Deutschland lebt. Aus der Frage nach Verwandten, die ebenfalls in Deutschland leben, ergeben sich erste Rückschlüsse auf das soziale Netz.

Migration

Erzähl mir bitte, wie du hier nach Deutschland gekommen bist?

- Aus welchem Ort deines Herkunftslandes kommst du?
- Beschreibe mir bitte deinen Herkunftsort.
- Wann bist du hier her gekommen?
- Wie alt warst du, als du dein Herkunftsland verlassen hast?
- Warum hast du dich entschieden nach Deutschland zu kommen?
- Bist du allein gekommen oder mit deiner Familie?

Sind viele aus deiner Familie auch hier in Deutschland/ München?

Aus den Fragen zum Tagesablauf und dem Freizeitverhalten sollen Rückschlüsse auf das Rollenverständnis, bzw. auf die reale Rollenverteilung und die Handlungsräume, die den Frauen offenstehen, getroffen werden. In diesem Zusammenhang sollte auch untersucht werden, welche Bedeutung ein Garten für die Frauen hat und welche Rolle er in ihrem Leben vor der Migration spielte. An diesem Themenbereich lässt sich zeigen, dass auch die Abfolge der Fragen sehr wichtig ist. So schien den Frauen die Frage, wie sich ihr Leben durch die Migration verändert hat in direkter Folge auf die Frage nach dem Tagesablauf und der Freizeit leichter zu fallen. An einigen anderen Stellen wurden die thematischen Blöcke zugunsten des Flusses aufgebrochen.

Lebenswelt

- Wie sieht dein Tagesablauf hier aus?
 - Was arbeitest Du? / Was hast du früher gearbeitet? / Möchtest du wieder arbeiten?
 - Was arbeitet dein Ehemann?
 - Wie verbringst du deine Freizeit?
 - Wie hat sich dein Leben durch die Migration verändert?
 - Hattest du im Herkunftsland auch einen Garten? Erzähl mir davon.
 - Warum kommst du in den Garten?
 - Was machst du im Winter, wenn du nicht in den Garten kommen kannst?
-

Der Themenblock „Kontakt“ hat zwei Aspekte: Zum einen den Kontakt der Frau im Garten und zum anderen die Frage, wie leicht es ihr fällt, in München neue Kontakte zu knüpfen. Vor allem auch der Kontakt zu Deutschen ist hier von Interesse, da sich hieraus Implikationen für ihr soziales Netz ergeben.

Kontakt

Erzähl mir über den Kontakt mit den anderen Leuten im Garten?

- Kennst du alle Leute im Garten?
- Kommt man im Garten leicht in Kontakt?
- Hast du enger Kontakt? Unternehmt ihr auch außerhalb mal etwas zusammen?

Wie ergeht es dir außerhalb des Gartens, ist es schwierig hier in München mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen?

- Warum?
 - Hast du Kontakt zu Deutschen?
-

Das soziale Netz setzt sich zu einem wichtigen Teil aus den Freundschaften der Frauen zusammen. Es schien aber nicht nur interessant, ob ihr Freundeskreis groß oder klein ist, sondern ganz besonders auch, wie das soziale Leben organisiert ist. Auch hier wurde wieder ein Vergleich mit dem Herkunftsland angestrebt, um herauszufinden, ob die Strukturen sich ähneln.

Freunde

Erzähl mir über deine Freunde.

- Wo hast du neue Menschen kennen gelernt, als du hier herkamst?
- Findest du, dass du einen großen Freundeskreis hast?
- Hättest du gerne mehr Freunde?
- Haben du und dein Mann hauptsächlich gemeinsame Freunde?
- Woher kennt ihr eure Freunde?

Beschreibe mir ein typisches Treffen mit deinen Freunden.

- Wie ist das in deinem Herkunftsland?
 - Funktionieren Freundschaften hier anders als in deinem Herkunftsland?
 - Wie steht es mit dem Kontakt zu anderen Frauen? Triffst du dich viel mit anderen Frauen?
 - Woher kennst du deine Freundinnen?
 - Wo trifft ihr euch?
 - Gibt es dabei Unterschiede zum Herkunftsland?
-

Der Fragenkomplex „Handlungsräume“ stellte sich als der schwierigste heraus, da hier nur sehr indirekt gefragt werden konnte. Allerdings stecken die Handlungsräume in einigen Fragen aller Themenblöcke.

Räume

Unternimmst du viel in der Stadt, in München?

- Was?
- Warum nicht?
- Hast du das in deinem Herkunftsland auch/mehr gemacht?
- Du bist von einer relativ kleinen Stadt/ Dorf/ ? in eine Großstadt umgezogen. Wie war das für dich?
- Was vermisst du hier in München?
- Was gefällt dir hier?

Der letzten Themenblock geht noch einmal auf den Kulturgarten ein. Hier soll erfragt werden, was den Frauen nicht gefällt oder was sie sich wünschen. Zudem soll das Interesse an Aktivitäten mit den anderen Frauen herausgehört werden und konkret mit Vorschlägen gefüllt werden.

Frauenprojekt

- Gibt es im Garten etwas, das dir nicht gefällt?
- Was würdest du dir wünschen?
- Was hältst du davon, hier im Garten speziell etwas gemeinsam mit den anderen Frauen zu machen?
- Was würdest du gerne mit den anderen Frauen zusammen tun?

Die statistischen Daten der Frauen waren mir zu einem großen Teil ohnehin bereits bekannt, aber es wurde darauf geachtet, dass das Geburtsjahr, die Arbeit und die Ausbildung, der Wohnort und der Familienstand jeweils erfragt wurden.

Am Ende des Interviews wurde jeder Interviewpartnerin ein Plan vom Kulturgarten vorgelegt. Sie wurde gebeten, darin ihre Kontakte im Garten einzuzeichnen und zwar nach den Kategorien Verwandte, Bekannte, die sie im Garten kennengelernt hatte, und Bekannte, die sie vorher schon kannten. Die Idee für diese „Kontakt-Karten“ ergab sich aus der

Beobachtung. Sie sollten das teilweise verworrene Beziehungsgeflecht der Gärtnerinnen untereinander aufzeigen. Die Erklärungen, die die Frauen mir zu den verschiedenen Beziehungen, Kontakten und Bekanntheitsgrade gaben, trugen maßgeblich zum Verständnis der Zusammenhänge im Kulturgarten bei.

Die Auswahl

Für diese Arbeit wurden im Zeitraum zwischen dem 30.05.08 und dem 29.07.08 zwölf Interviews geführt. Die Phase der Kontaktaufnahme nahm relativ viel Zeit ein, da es unerlässlich war, zunächst einen guten Kontakt zu etablieren, um nicht durch verfrühte Anfragen Absagen zu riskieren und dadurch eine Kettenreaktion weiterer Absagen auszulösen. Zudem handelt es sich um sensible Fragen, für deren aufrichtige Beantwortung das Vertrauen der Frauen unabdingbar ist. Für die Interviews wurden Frauen mit persönlicher Migrationserfahrung ausgewählt. Es wurde versucht, möglichst viele Frauen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen zu befragen. Die Auswahl war in dieser Hinsicht aber sehr begrenzt. Die drei Gärtnerinnen, die keinen türkischen Migrationshintergrund besitzen, wurden alle interviewt. Um eine möglichst große Bandbreite unter den Frauen mit türkischem Migrationshintergrund zu erreichen, wurde versucht, Frauen aus möglichst verschiedenen Gruppen innerhalb des Gartens zu befragen, da die Frauen innerhalb einer Gruppe häufig aus derselben Region stammen und sich vom Alter ähneln. Allerdings stellte es sich in der Praxis der Feldforschung als schwierig heraus, diesem Anspruch, alle Gruppen kennenzulernen und vor allem zu untersuchen, gerecht zu werden. Es ist nämlich sehr zeitintensiv, den Kontakt zu verschiedenen Gruppen aufzubauen. Sobald der Kontakt hergestellt ist, ist er der Türöffner, der es einfach macht, innerhalb einer Gruppe mehrere Gesprächspartner zu finden. So wurden in einer Gruppe von mir vier Gärtnerinnen befragt. Trotzdem konnte ich in vier von den fünf von mir identifizierten Gruppen Interviews führen. Eines davon wurde allerdings nicht in die Auswertung einbezogen, da die Gärtnerin keine persönliche Migrationserfahrung hat. In der fünften Gruppe wurde um ein Interview gebeten, diese Anfrage wurde aber abgelehnt. Die Häufigkeit (fünf Befragte) der Umgebung der türkische Stadt Samsun als Herkunftsort lässt sich aber nicht nur durch die verstärkte Befragung in einer Gruppe erklären, denn auch im Garten insgesamt stammen viele aus der Region um Samsun, ohne dass diese miteinander verwandt sind oder sich schon von früher kennen. Im Ergebnis erwies sich der Pool möglicher Interviewpartnerinnen als nicht groß. Hier war auch die Sprache ein limitierender Faktor, denn es gibt im Kulturgarten einige

Frauen, die kein Deutsch sprechen. Einen Kontakt zu diesen Frauen aufzubauen erwies sich in dem zeitlich engen Rahmen einer Diplomarbeit als nicht möglich. Die Auswahlmöglichkeiten wurden desweiteren dadurch beschränkt, dass einige Frauen nur sehr unregelmäßig in den Garten kommen, Parzellen nur von Männern bestellt werden und weitere 13 Parzellen von Deutschen bewirtschaftet werden. Es zeigt sich auch bei meinen Interviewpartnerinnen deutlich, dass räumliche Nähe den Kontakt im Garten erheblich verstärkt. Die Bereitschaft an einem Interview teilzunehmen erwies sich als sehr hoch, wobei der gute Draht zu den Frauen hier sicher entscheidend beitrug.

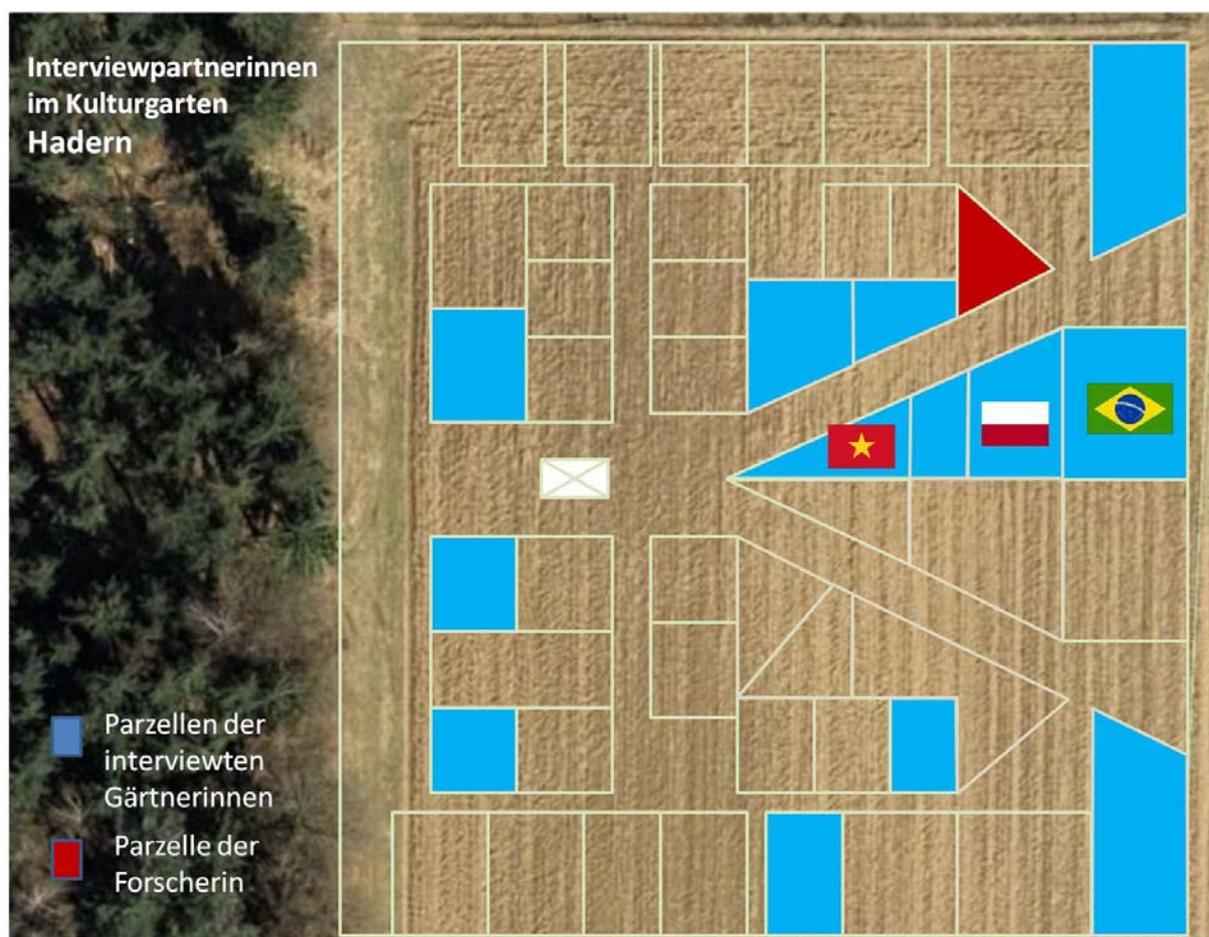


Abbildung 8: Die Interviewpartnerinnen im Kulturgarten Hadern
Quelle: Eigene Darstellung

Die Erhebung

Für qualitative Interviews gilt grundsätzlich, dass sie möglichst in der gewohnten Umgebung der Befragten stattfinden sollten, um eine natürliche und entspannte Erhebungssituation zu gewährleisten (Lamnek 2005, 353). Für diese Untersuchung sollte das in besonderem Maße gelten, denn keine der Frauen war vorher schon einmal interviewt worden. Neun der

Interviews wurden in der Wohnung der Frau durchgeführt, wobei ich immer mit Kaffee und Kuchen bewirtet wurde. Drei Interviews wurden im Kulturgarten abgehalten. Bevorzugt wurden von mir Termine am Vormittag ausgewählt, da die Wahrscheinlichkeit zu dieser Zeit am höchsten war, die Frauen allein anzutreffen. Bei der Anfrage für ein Interview wurde stets betont, dass ein bisschen Ruhe notwendig sein würde; aber es wäre nicht praktikabel gewesen, die Abwesenheit der Ehemänner zu fordern. Bei drei Interviews saßen die Ehemänner zumindest zeitweise dabei und beteiligten sich auch am Gespräch. Diese Einflussnahme ist bei der Auswertung mitzudenken, ließ sich aber in der Erhebung nicht verhindern. Vor dem Interview wurden die Frauen um Erlaubnis gebeten das Gespräch aufzuzeichnen. Die Zustimmung war nach einer kurzen Begründung kein Problem. Es erwies sich als wichtig zu betonen, dass nicht kurze, knappe Antworten das Ziel des Interviews sind, sondern ausführliche Antworten erwünscht sind. Im Anschluss an die Interviews wurde jeweils ein Gedächtnisprotokoll angefertigt, da sich oft nach dem Ende der Interviews interessante Gespräche entwickelten. Die Interviews dauerten zumeist knapp über eine Stunde. Sie wurden mit allen sprachlichen Unzulänglichkeiten und mit bayerischem Dialekt transkribiert. Ein Interview konnte wegen der Länge von zweidreiviertel Stunden nicht komplett transkribiert werden und ein weiteres ist sprachlich so schwierig zu verstehen, dass nur die wichtigen Aussagen herausgezogen werden konnten. Insgesamt war die Transkribierarbeit sehr mühsam und langwierig, da fast alle Frauen mit starkem Akzent sprechen. Die Statements der Frauen wurden ungeglättet in diese Arbeit übernommen, um die Aussage nicht zu verfälschen und dem Leser die Möglichkeit zu bieten, sich selbst einen Eindruck zu verschaffen. Außerdem erzählt die Sprache viel über jede einzelne Frau. Da in den Interviews sehr persönliche Informationen erfragt wurden, wurden für diese Arbeit alle Namen der Interviewpartnerinnen geändert.

Auswertung

Nach dem Erstellen der Transkripte wurde jedes Interview einer Einzelanalyse unterzogen. In dieser Prozedur wurden inhaltlich wichtigen Textstellen aus dem Text in eine Tabelle übernommen und mit Paraphrasen versehen. So entstand ein stark gekürzter, komprimierter Text. Dazu wurden Überschriften gefunden, die wiederum Themenblöcken zugeordnet wurden (vgl. Lamnek 2005, 403ff). Die Themenblöcken waren durch den Leitfaden vorgegeben, es wurden aber auch neue Themenblöcke benannt, wenn die Aussagen sich nicht einordnen ließen. Unerwartetes sollte nicht aus der Auswertung fallen. Die

thematischen Verläufe wurden zunächst in chronologischer Reihenfolge erstellt, konnten aber in der Tabelle nach Themenblöcken sortiert werden. Durch diese Aufbereitung der Daten ließen sich die Aussagen der verschiedenen Interviewpartnerinnen gegenüberstellen, vergleichen und interpretieren. In einem letzten Schritt wurde versucht, sich von den einzelnen Fällen zu lösen, um so einer themenorientierten Darstellung zu gelangen (Lamnek 2005, 40)

4 Auswertung

4.1 Der Kulturgarten Hadern

In München gibt es inzwischen fünf Interkulturelle Gärten. Die Gärten liegen in Neuhausen, Milbertshofen, Neuperlach und der letzte wurde erst in diesem Frühling in Neuaubing gegründet.

Lage

Der Kulturgarten Hadern befindet sich im Süd-Westen der Stadt, genau außerhalb der Stadtgrenze des Münchner Stadtteils Großhadern. Die Fläche selbst gehört damit administrativ zur Gemeinde Gräfelfing, schließt aber direkt an die Großhaderner Häusergrenze an. Der Garten liegt in einer stadträndischen Umgebung, die zunächst durch ihre vielen Einfamilienhäuser mit Garten auffällt. Hier würde man zunächst vielleicht nicht erwarten, auf Interesse an einem Gemeinschaftsgarten zu stoßen. Der Garten selbst befindet sich auf einer Ackerfläche und ist umgeben von weiteren Anbauflächen, auf denen in diesem Jahr vor allem Mais angepflanzt wurde. Nach Westen hin grenzt der Garten an eine Waldfläche und nach Norden teilt sich der Garten einen Zaun mit einem anderen Gartenbauprojekt, das zu den „Münchner Krautgärten“ gehört.

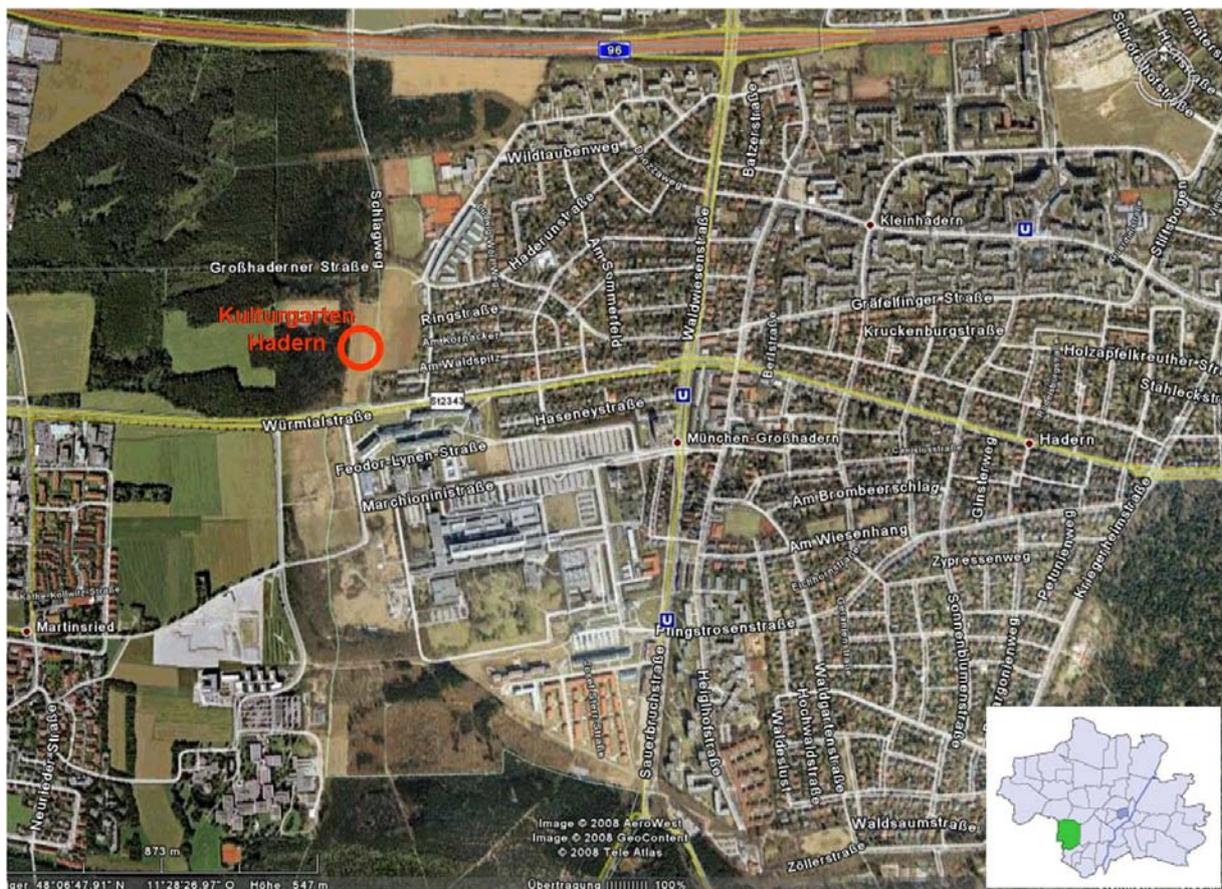


Abbildung 9: Der Münchner Stadtteil Hadern
 Quelle: Google Earth und Homepage der Stadt München

Gründung

Zunächst entstand der Haderner Krautgarten als Teil des Grüngürtelprojekts „Münchner Krautgarten“. In diesem Projekt werden Beete an Stadtbewohner vermietet. Der Haderner Krautgarten erfreute sich von Anfang an eines guten Zuspruchs nicht nur von deutschen Hobbygärtnern, sondern auch von vielen ausländischen Mitbürgern. Schnell wurden die Parzellen knapp. Gleichzeitig zeigte sich ein anderes Problem. Das Konzept der Krautgärten sieht vor, dass die Beete den Mietern teilweise bepflanzt übergeben werden. Außerdem gibt es relativ strenge Vorschriften, zum Beispiel sind Stangenbohnen wegen ihrer Höhe nicht erlaubt. Die vorgepflanzten Gemüsesorten im Krautgarten trafen nicht so recht den Geschmack vieler GärtnerInnen mit Migrationshintergrund, die daraufhin das Vorgepflanzte entfernten und Eigenes neu pflanzten. Dieses Vorgehen führte zu Unmut unter den GärtnerInnen und den Gartenverantwortlichen. Da der Platz ohnehin knapp geworden war, beschloss der Verein ergon e.V., der in Zusammenarbeit mit dem Bezirksausschuss Hadern schon den Krautgarten aus der Taufe gehoben hatte, nebenan angelehnt an die Idee der

Interkulturellen Gärten einen weiteren Garten zu gründen. Hier sollte nicht vorbepflanzt werden und es gibt auch keine Vorschriften zur Bepflanzung. Ein ganz wichtiger Unterschied ist außerdem, dass die Parzellen nicht jedes Jahr komplett neu vergeben werden, sondern dass jeder auf seiner ihm angestammten Parzelle bleiben darf. Die Initiatoren erhofften sich dadurch einen sorgfältigeren Umgang der GärtnerInnen mit ihrem Boden auch im Bezug auf zu jätendes Unkraut und zu entfernende Steine. Aber am wichtigsten schien, dass die Identifikation mit dem eigenen Beet eine ganz andere ist und auch ganz andere gestalterische Freiheiten erlaubt. So wurde im Frühling 2006 der Kulturgarten Hadern als unabhängiges Projekt vom Haderner Krautgarten gegründet und beide bestehen seither nebeneinander. Herr Kuntze, der Vorsitzende des Vereins ergon e.V., übernahm den Vorstand im Kulturgarten und organisierte ganz wesentlich den Aufbau des Gartens. Er bestellt auch selbst eine Parzelle im Kulturgarten. Um Interessierte für das Projekt zu gewinnen, wurden Annoncen in den lokalen Zeitungen wie dem Sendlinger Anzeiger geschaltet. Da aber vor allem auch MigrantInnen angesprochen werden sollten und sich die Zeitungen als Medium zur Informationsverbreitung als nicht besonders effektiv erwiesen, wurden auch Flugblätter in deutscher und in türkischer Sprache an den beiden Hauptschulen in Hadern verteilt. So waren im zweiten Jahr schon 40 Parzellen vergeben und jetzt im dritten Jahr ist der Garten mit 48 Parzellen vollständig belegt. Die einzelnen Beete umfassen zwischen 40 und 125 Quadratmeter, was ungewöhnlich große Beete für einen Interkulturellen Garten sind. Mit seinen 7000 Quadratmetern ist der Kulturgarten einer der größten Interkulturellen Gärten im Bundesgebiet.

Infrastruktur

Die Wasserversorgung wird über eines der Häuser in der Nachbarschaft organisiert. Es wurde eine Leitung zu diesem Haus verlegt und mit einem Zähler ausgestattet, um so die Kosten für das Wasser abzurechnen. Der Garten verfügt weder über einen Stromanschluss noch über sanitäre Anlagen. Die nächsten öffentlichen Toiletten befinden sich auf dem Gelände der Sportanlage am Hedernfeld, die knapp 10 Minuten entfernt ist. Geräte wie Gießkannen, Hacken und Schaufeln werden vom Garten zur Verfügung gestellt und werden gemeinschaftlich genutzt. Sie werden im Gartenhäuschen aufbewahrt. Der Garten ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln nur schlecht zu erreichen. Die nächste U-Bahnhaltestelle ist Haltestelle „Großhadern“ der Linie U6 und ist mit einem Fußmarsch von über einem Kilometer verbunden. Es gibt einen Bus, der diese Strecke verkürzt. Er verkehrt aber vor

allem abends und am Wochenende nur unregelmäßig, daher kommen die meisten GärtnerInnen mit dem Auto. Es ist allerdings nicht erlaubt über den Feldweg direkt zum Garten zu fahren, was gelegentlich Probleme beim Anliefern bereitet.

Organisation

Der Kulturgarten ist als Gesellschaft bürgerlichen Rechts angelegt. In der Präambel des Gesellschaftsvertrages stehen die Freude an der gemeinsamen Gartenkultur und die Hoffnung, „ein Beispiel dafür (zu) geben, dass das einvernehmliche Zusammenwirken von Menschen die Welt im Kleinen und im Großen zum Guten verändern kann“ im Mittelpunkt. Neben Beginn, Dauer und den Kosten, die ein Euro pro gemieteten Quadratmeter betragen, sind auch Sprecher und ein Beirat im Gesellschaftsvertrag vorgesehen. Herr Kuntze als Vorsitzender vertritt zusammen mit zwei Gartensprechern, einer Polin und einem Serben, den Garten nach außen. Die Aufgaben des Gartenbeirats sind nur vage definiert.



Abbildung 10: Der Kulturgarten Hadern im September
Quelle: eigenes Foto

Der Beirat setzt sich aus Gartlern zusammen, die verschiedene Funktionen übernommen haben, zum Beispiel kümmern sie sich um die Wasserversorgung. Andere Beiräte sind Hauptfiguren in ihren jeweiligen Gruppen innerhalb des Gartens und fühlen sich dadurch entsprechend eingebunden. Momentan gibt es sechs Beiräte, aber es finden keine

regelmäßigen Treffen statt. Auch sonst wird die Organisation des Gartens auf einem Minimum gehalten.

Gesetzliche Vorgaben

Bei dem Grundstück handelt es sich um eine auf dem Flächennutzungsplan als Ackerfläche ausgewiesene Fläche. Damit sind strenge Auflagen der Bebauung verbunden. Nach einer Beschwerde eines Anwohners bei der Gemeinde Gräfelfing wurde schließlich das Landratsamt wegen unzulässiger Bebauung tätig. Für den Zaun und das kleine Gartenhäuschen, das die GärtnerInnen in Gemeinschaftsarbeit im ersten Jahr errichtet hatten, konnte mit Hinweis auf den Modellcharakter des Projekts eine Duldung erreicht werden. Die Nutzung muss aber weiterhin der einer Ackerfläche entsprechen, was eine Brotzeit neben dem Acker erlaubt, aber Einrichtungen zum längeren Aufenthalt verbietet. Damit sind dauerhaftere Einrichtungen wie eine einbetonierte Kinderschaukel, ein Sandkasten oder ein fester Pavillon als Schutz gegen Sonne und Regen nicht möglich. Auch das Grillen musste in diesem Jahr verboten werden, nachdem im letzten Jahr wohl recht intensiv gegrillt wurde, wie auch von den GärtnerInnen eingestanden wird. Gegrillt wird jetzt nur noch zum Auftakts- und Abschlussfest. Hier trifft das Projekt auf gesetzliche Grenzen, die die Möglichkeiten des Gartens deutlich einschränken und die es bei planerischen Überlegungen zum Garten zu berücksichtigen gilt.

Die GärtnerInnen



Abbildung 11: Gärtnerinnen im Kulturgarten Hadern
Quelle: eigenes Foto

Momentan ist der Garten in 48 Parzellen aufgeteilt und wird von 45 verschiedenen Parteien bewirtschaftet. Drei Parteien verfügen über zwei unzusammenhängende Parzellen. 26 Parzellen werden von GärtnerInnen mit türkischem Migrationshintergrund bearbeitet. 11 Beete sind in deutscher Hand. Zur kulturellen Vielfalt im Garten tragen eine Brasilianerin, eine vietnamesische Familie und ein Serbe bei. Genauso wie drei Beete, die von einem deutsch-koreanischen, einem deutsch-spanischen und einem polnisch-türkischen Ehepaar (die Frau jeweils zuerst genannt) gepflegt werden. Die zahlenmäßige Dominanz der türkischstämmigen GärtnerInnen, die etwa bei 60 Prozent liegt, verstärkt sich dadurch deutlich, dass sie häufig mit ihrer großen Familie in den Garten kommen. Die deutschen GärtnerInnen sind dagegen häufig allein oder zu zweit anzutreffen. Keine zehn Beete sind von Einzelpersonen gemietet. Etwa sieben werden von Frauen allein bearbeitet, davon sind fünf der Frauen deutsch. Der hohe Anteil an Familien bewirkt, dass insgesamt etwa 180 Personen an diesem Projekt beteiligt sind. Im Garten treffen sich deshalb Menschen jeden Alters vom gerade Neugeborenen bis zum Greis. Bei den aktiven GärtnerInnen selbst handelt es sich meist um Personen im mittleren Alter oder sie stehen kurz vor oder nach dem Renteneintritt. Auch die soziale Durchmischung ist hoch. Vom Arzt im nahegelegenen Klinikum bis zum Angestellten der Straßenreinigung finden sich GärtnerInnen jeder sozialen

Schicht. Was dieses Projekt besonders spannend macht, ist, dass es besonders auch die bildungsferneren Schichten unter den Zuwanderern erreicht.

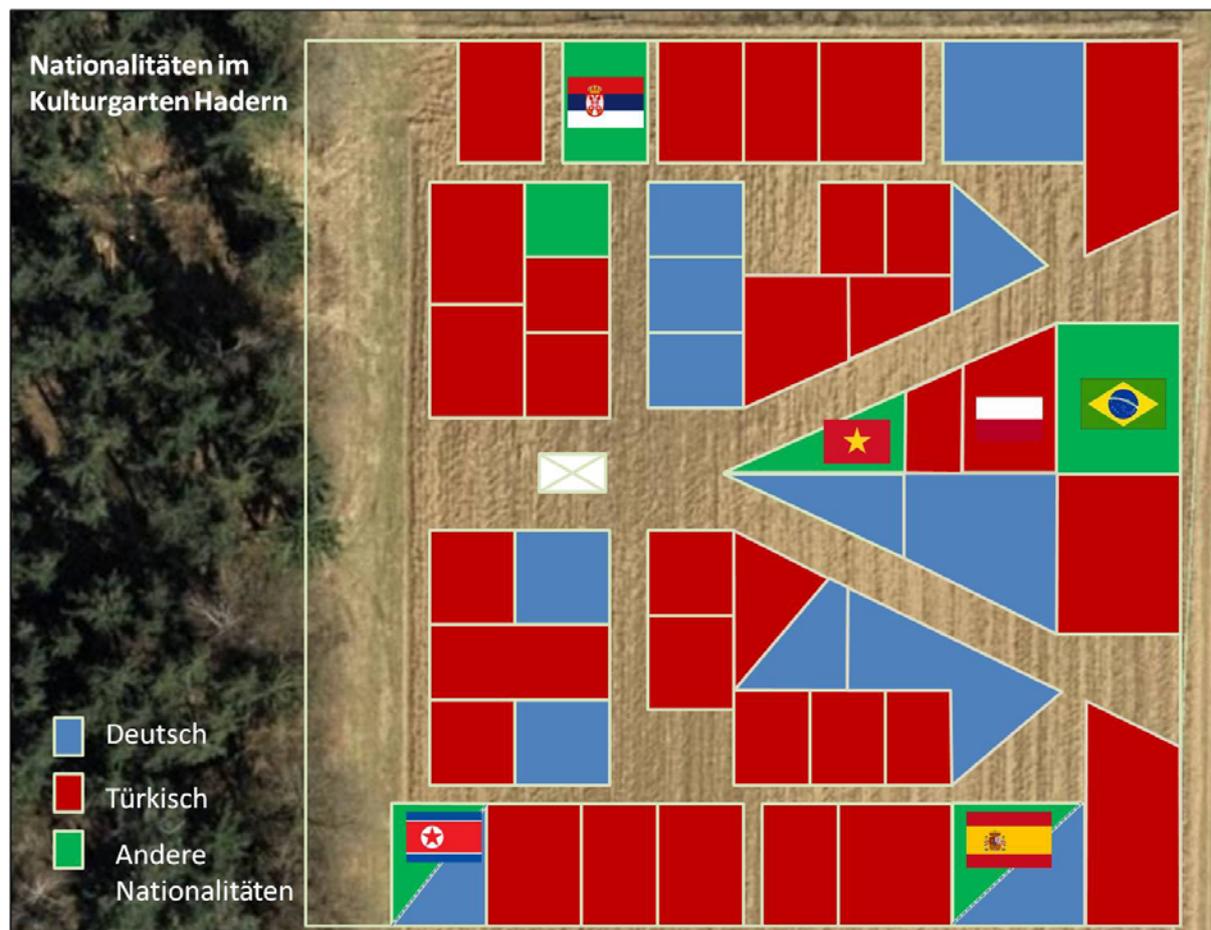


Abbildung 12: Nationalitäten im Kulturgarten Hadern
Quelle: Eigene Darstellung

Nutzung

Ein guter Teil der Parzellen wird nach fast ökonomischen Aspekten bebaut. Kein Fleckchen bleibt ungenutzt, es wird meist nur Gemüse angepflanzt. Ausgewählt werden häufig Sorten aus den Herkunftsländern der Gärtner, die es hier häufig nicht zu kaufen gibt. Auf den Beeten der Migranten mit türkischem Hintergrund ist häufig Schwarzkohl zu finden, während der aus Korea stammende Gärtner ein ganzes Beet mit Sesam bepflanzt hat, um die Blätter später in Sojasoße einzulegen. Bohnen werden in großen Mengen angepflanzt, um sie für den Winter einzulegen, teilweise scheint aber noch das Gefühl zu fehlen, wie viele Salatköpfe auf einmal verspeist werden können. So zeigt die Bewirtschaftung auf jeden Fall subsistenzorientierte Züge, wobei auch der Preis für frisches, geschmackvolles Gemüse eine Rolle spielt.



Abbildung 13: Ein Beet mit Salat im Kulturgarten Hadern
Quelle: eigenes Foto



Abbildung 14: Sesampflanzen im Kulturgarten Hadern
Quelle: eigenes Foto

Gleichzeitig ist der Garten aber doch Hobby. Wenn mal keine Zeit bleibt, um vorbeizukommen und zu ernten, dann wird in Kauf genommen, dass der Salat schießt, die Tomaten an der Rebe verkommen oder das Unkraut überhand nimmt.



Abbildung 15: Sitzecke auf einer der Parzellen im Kulturgarten Hadern

Quelle: eigenes Foto

Andere schaffen sich auf ihren Parzellen kleine zugewachsene Sitzecken mit Minitisch und vielen Blumen. Neben Gladiolen, Dahlien und Sonnenblumen gibt es in einem Garten sogar eine Bananenstaude und eine Datura. Natürlich finden sich auch die üblichen Requisiten wie Gartenzwerge oder Windräder. Eine Gärtnerin hat auf ihrem Beet in diesem Jahr eine Kräuterspirale angelegt. Einige, die einen Garten bisher nur als Nutzgarten kannten, zeigten sich begeistert von den gestalterischen Elementen anderer und haben schon angekündigt im nächsten Jahr ihr Beet kreativer zu gestalten.

Es ist im Garten eine Art Ritual, das immer wieder zu beobachten ist, nach getaner Arbeit einen Rundgang durch den Garten zu unternehmen und dabei den Erfolg der anderen GärtnerInnen zu begutachten, sich inspirieren zu lassen und auf einen Plausch stehen zu bleiben. Hier zeigt sich ein Verhalten, das Werner (2008, 2) als einen Akt der Emanzipation interpretiert, in dem sich die GärtnerInnen aus dem privaten Raum der eigenen Parzelle heraus bewegen und in den Gemeinschaftsraum des Gartens vordringen, um dort am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. An diesem Ritual nimmt nur ein Teil der GärtnerInnen teil, während andere immer auf direktem Weg zu ihrem Beet gehen und von dort direkt zu ihrem Auto ohne den Kontakt zu anderen GärtnerInnen zu suchen.



Abbildung 16: Drei GärtnerInnen beim Rundgang
Quelle: eigenes Foto

Gruppen

Die Grüppchenbildung ist im Garten relativ stark ausgeprägt. Es handelt sich hier nicht um GärtnerInnen, die sich im Garten kennengelernt haben, sondern um Gruppen, die auch außerhalb des Gartens miteinander in engem Kontakt stehen. Vor allem vier Gruppen fallen dabei ins Auge. Bisher ist diese Grüppchenbildung nur unter den türkischstämmigen GärtnerInnen zu beobachten, die gerne weitere Verwandte oder befreundete Familien in den Garten holen. In einem Fall haben fünf Mitglieder einer Familie jeweils ein Beet. In einem anderen Fall sind es zwar nur drei Familien, die miteinander verwandt sind, da sie aber häufig in einer Gruppe kommen, erscheinen sie als große Gruppe. Sie fallen zudem besonders durch ihre Verschlossenheit gegenüber der Gartengemeinschaft auf. Vor allem die Frauen dieser Familien bleiben unter sich und scheinen wohl auch aus mangelnden Deutschkenntnissen nur Kontakt mit anderen türkischen Gärtnerinnen aufzunehmen. Bei zwei weiteren Grüppchen handelt es sich um befreundete Familien. Hier ist der Gruppenzusammenhalt etwas lockerer, die einzelnen Parteien kommen auch häufiger allein, während die Familien sich meistens absprechen und gemeinsam kommen.

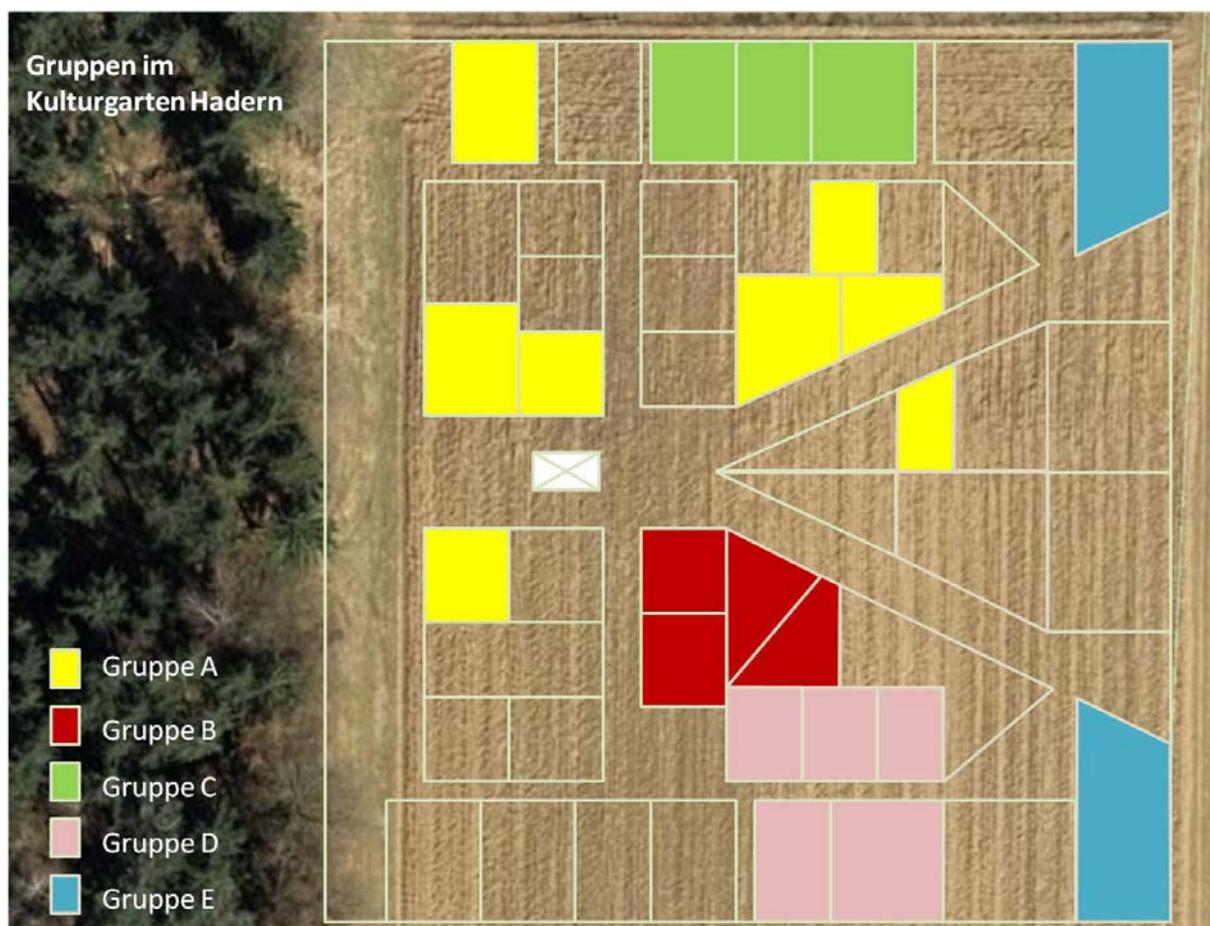


Abbildung 17: Gruppen im Kulturgarten Hadern
Quelle: Eigene Darstellung

Die Gruppen erleichtern zwar insofern das Kennenlernen als das man, sobald man eine Person aus der Gruppe kennt, leicht Zugang zur ganzen Gruppe bekommt, gleichzeitig empfinden die einzelnen Mitglieder dadurch teilweise keine Notwendigkeit mit den anderen Menschen im Garten in Kontakt zu treten. Außerdem ist es für Außenstehende, selbst wenn man mit der Gruppe bekannt ist, teilweise schwierig sich dazu zu gesellen. Auch wenn man wahrscheinlich willkommen wäre, ist die Hemmschwelle hoch. Besonders beim Auftaktfest in diesem Jahr hat sich die Grüppchenbildung negativ ausgewirkt. So saßen die verschiedenen Gruppen zusammen an ihrem Grill in der Nähe ihrer Parzellen und es fand nur wenig Interaktion zwischen den Mitgliedern der verschiedenen Gruppen statt. Die zu keiner Gruppe Dazugehörigen standen damit zunächst etwas verloren im Raum, bis sie sich an einem eigenen Tisch zusammenfanden. Für das nächste Fest sollte hier planerisch vorgebeugt werden z.B. durch einen gemeinsamen Grill, gemeinsames Buffet, vorab aufgestellte Tische und Bänke etc.

Sprache

Die Hauptverkehrssprache im Garten ist Deutsch, da es von den meisten verstanden wird. Eng gefolgt von „Tarzan“, eine Mischung aus Türkisch und Deutsch, wie sie viele der türkischstämmigen Migrantinnen nennen. Gleichzeitig gibt es im Garten ein paar Frauen und Männer, die kein Deutsch sprechen oder verstehen. Während manche durch ihr offenes Umfeld, trotzdem ansprechbar wirken, bzw. es über eine weitere Person als Dolmetscher auch sind, scheinen andere durch ihre Familie zusätzlich abgeschottet und ein Herantreten an diese Frauen wird fast unmöglich. Die „Kontakt-Karten“ zeigen für eine dieser Frau allerdings ein anderes Bild. Obwohl ich als Beobachter den Eindruck hatte, dass sie außer mit den Mitgliedern ihrer Familie mit niemanden in Kontakt steht, wurden sie von einigen meiner türkischen Interviewpartnerinnen als Bekannte im Garten benannt und als aufmerksam und freundlich beschrieben. Die GärtnerInnen mit türkischem Migrationshintergrund sprechen alle nur Türkisch miteinander und selbst wenn Deutsche anwesend sind, wird häufig weiter auf Türkisch kommuniziert. Sich dabei nicht ausgeschlossen zu fühlen, ist nicht immer einfach. Allerdings findet sich meistens eine Gärtnerin, die einen immer wieder zwischendurch über den Gesprächsinhalt aufgeklärt.

Dazu passt, was ich im Kontakt mit den Kindern feststellte. Die ganz Kleinen, die noch nicht in den Kindergarten gehen, verstanden mich meistens nicht. Viele der Kinder lernen erst im Kindergarten und in der Schule Deutsch. Manche besuchen neben dem Kindergarten in einer Art Vorschule einen Deutschkurs. Obwohl viele der Frauen schon lange in Deutschland leben, sprechen viele in ihrem privaten Umfeld nur ihre Muttersprache, sodass die Deutschkenntnisse wenig geübt werden. Der Garten bietet eine gute Möglichkeit Deutsch zu sprechen und zu verbessern, aber auch hier ist persönliche Initiative erforderlich.

4.2 Die Interviewpartnerinnen

Im Rahmen dieser empirischen Untersuchung wurden zwölf qualitative Interviews geführt. Die Tabelle gibt einen ersten Überblick über das Sample. In den folgenden Kurzportraits sollen die Interviewpartnerinnen kurz vorgestellt werden. Um die Anonymität der Gesprächspartnerinnen zu wahren wurden alle Namen geändert.

Tabelle 1: Das Sample

Name (Alter)	Herkunftsland	Alter bei Migration	Familienstand (Nationalität des Ehemann)	Kinder	Grund für Migration
Yeliz (40)	Türkei	10	verheiratet (Türkei)	3	Familiennachzug
Nihan (39)	Türkei	13	verheiratet (Türkei)	5	Familiennachzug
Hamida (39)	Türkei	14	verheiratet (Türkei)	2	Familiennachzug
Ebru (37)	Türkei	15	verheiratet (Türkei)	2	Familiennachzug
Hala (36)	Türkei	14	verheiratet (Türkei)	0	Familiennachzug
Khadidja (32)	Türkei	13	verheiratet (Türkei)	2	Familiennachzug
Nilifer (55)	Türkei	24	verheiratet (Türkei)	2	Heirat
Cemre (47)	Türkei	18	verheiratet (Türkei)	4	Heirat
Nga (45)	Vietnam	26	verheiratet (Vietnam)	2	Heirat
Sibel (28)	Türkei	17	verheiratet (Türkei)	3	Heirat
Natalia (42)	Polen	26	verheiratet (Türkei)	2	Arbeit
Ana (37)	Brasilien	28	geschieden	4	Arbeit

Quelle: Eigene Darstellung



Abbildung 18: Herkunftsorte der Interviewpartnerinnen

Quelle: Eigene Darstellung auf Basis von Google Earth und Google Maps

Natalia ist 1966 in Breslau in Polen geboren. Sie wächst bei ihrer alleinerziehenden Mutter gemeinsam mit einem jüngeren Bruder auf. In der Schule macht sie einen Abschluss, der vergleichbar mit der Fachoberschule ist. Ursprünglich will sie dann studieren, sie entscheidet sich aber anders. „*Ich war neugierig nach dem Geld*“, gibt sie heute zu. Mit Enthusiasmus beschreibt sie die Sommerferien, die sie bei ihrer Oma auf dem Land verbracht hat, was den Grundstein ihrer Naturverbundenheit bildet. Mit 26 Jahren entscheidet sie sich, das Angebot einer Freundin, ihr einen Job zu organisieren, anzunehmen und kommt nach München. Sie sieht den Hauptgrund für die Migration allerdings in ihrer Neugierde und dem Wunsch eine neue Sprache zu lernen:

„Ja, meine Grund nach Deutschland zu kommen, zuerst ich bin sehr neugieriger Mensch. Ich möchte alles von alleine schaffen. Ich lerne sehr schnell und deswegen bin ich vielleicht nach Deutschland gekommen zuerst, um die Sprache zu lernen (...).“

Zunächst ist ihr Aufenthalt nur auf drei Monate angelegt, aber dann lernt sie bei der Arbeit ihren zukünftigen Ehemann kennen und entschließt sich zu bleiben. Heute arbeitet sie für eine Reinigungsfirma und verdient mit einem kleinen Nebenjob als Reinigungskraft zusätzlich etwas Geld.

Amina und **Hala** sind Schwestern. Sie stammen aus einem kleinen Dorf in der Nähe der Stadt Samsun an der türkischen Schwarzmeerküste. Die Eltern holen sie mit 14 bzw. 15 nach Deutschland. Sie wachsen als zwei von sechs Geschwistern zunächst bei den Großeltern in der Türkei auf. Beide beschreiben die Atmosphäre im Dorf als sehr familiär. Sie verbringen als Kinder dort viel Zeit draußen auf den Feldern, müssen allerdings auch schon früh bei der Arbeit mit anpacken. In Deutschland angekommen besuchen die beiden zunächst einen Deutschkurs, danach machen sie ihren Qualifizierten Hauptschulabschluss. Hala schließt eine Ausbildung zur Zahnarzthelferin an. Amina arbeitet im Altenheim als Pflegerin. Amina heiratet einen Mann aus ihrem Dorf und Hala einen Mann aus dem Nachbardorf in der Türkei. Beide Männer sind ihren Frauen nach der Hochzeit nach Deutschland gefolgt. Während Amina einen 12-jährigen Sohn und eine 10-jährige Tochter hat, ist Hala kinderlos.

Yeliz ist 1968 in Niksar geboren, einer kleinen Stadt, die etwa 100 Kilometer südöstlich von Samsun liegt. Sie lebt die ersten zehn Jahre bei ihrem Onkel und ihrer Tante, bis die Eltern sie mit zehn Jahren nach Deutschland nachholen. Von der fünften Klasse ab besucht sie hier in Deutschland zunächst eine türkische und dann, als ihre Deutschkenntnisse ausreichend sind, eine deutsche Schule. Mit 15 Jahren heiratet sie einen Cousin und bricht, als sie kurz

darauf schwanger wird, die Schule ab. Sie wohnt dann mit ihrem Mann bei ihren Schwiegereltern, bis diese sich entschließen in die Türkei zurückzukehren. Inzwischen hat sie drei Söhne, die zwischen 10 und 24 Jahre alt sind. Ihr ältester Sohn hat in diesem Sommer geheiratet. Yeliz arbeitet als Reinigungskraft in einer Klinik.

Nihan ist Yeliz Schwester. Die beiden sind aber nicht zusammen aufgewachsen. Nihan lebt bis zu ihrem 13. Lebensjahr bei ihrer Tante in Istanbul, dann kommt sie auf Wunsch ihrer Eltern nach Deutschland. Von da an liest sich die Geschichte der Schwestern ähnlich: Auch sie heiratet mit 15 einen Cousin, der hier in Deutschland lebt, und ist heute die Mutter von zwei Töchtern und drei Söhnen im Alter zwischen 10 und 21 Jahren. Sie arbeitet als Tagesfrau in wechselnden Kinderkrippen.

Hamida kommt 1969 in Beypazari, einer kleinen Stadt östlich von Ankara, zur Welt. Als sie 14 Jahre alt ist, beschließen ihre Eltern nach Hof umzusiedeln. Die Eltern nehmen sie und ihre drei Brüder mit. Hof wird für sie zu ihrer zweiten Heimat. Sie kommt nach München, als sie mit 19 Jahren ihren Ehemann kennenlernt und bald darauf heiratet. Ihr Ehemann kommt auch aus Beypazari, lebt aber in München. Das junge Ehepaar wohnt zunächst für drei Jahre bei seinen Eltern, bis sie beim Wohnungsamt einen Antrag auf eine eigene Wohnung stellen können. Während ihr Mann sein Informatikstudium abschließt, arbeitet sie im Altenheim und finanziert damit das Studium ihres Mannes. Heute haben die beiden eine zehnjährige Tochter und einen sechsjährigen Sohn. Seit der Geburt ihrer Tochter arbeitet sie nicht mehr.

Nga ist 1963 in Ho-Chi-Minh-Stadt in Vietnam geboren. Während des Vietnamkrieges verliert sie ihren 20-jährigen Bruder. Sie selbst schließt in Vietnam ein Studium zur Agrarwissenschaftlerin ab und arbeitet danach zwei Jahre auf diesem Gebiet. Ihren Mann, der in Berlin studiert, lernt sie kennen, als er in seinem Urlaub nach Vietnam kommt. Auch er stammt von dort. Nach zwei Jahren Briefkontakt heiraten die beiden und entscheiden sich 1989 für Westberlin als gemeinsamen Wohnort. Nga muss dafür ihre Karriere aufgeben, denn ihr Abschluss ist hier nicht anerkannt. Sie beginnt in Berlin erneut ein Studium, nachdem sie zunächst an der Universität für ein Jahr Deutsch studiert hat. Als zu zwei kleinen Kindern auch noch ein Umzug nach München ansteht, gibt sie ihr Studium im vierten Semester auf. Die beiden Töchter sind inzwischen 14 und 15 Jahre alt. Nga hat einen kleinen vietnamesischen Laden in München eröffnet, während ihr Mann als Elektrotechniker bei einem großen Computerhersteller arbeitet.

Sibel stammt auch aus einem Dorf in der Umgebung von Samsun in der Türkei. Sie ist 1980 geboren und lebt dort mit ihren Eltern, zwei Brüdern und den Großeltern zusammen. Mit 17 Jahren lernt sie ihren zukünftigen Ehemann auf einem Fest bei sich im Dorf kennen. Ihr Mann kommt ursprünglich aus dem Nachbardorf, lebt aber, seit er 14 Jahre alt ist, mit seiner Familie in München. Nach der Hochzeit folgt Sibel ihm nach München. Sie macht einen Deutschkurs und arbeitet dann bis zur Geburt ihres ersten Sohnes als Zimmermädchen. Inzwischen hat sie noch einen Sohn und eine Tochter bekommen. Ihre Kinder sind zwischen zwei und sieben Jahren alt. Momentan macht sie ihren Führerschein und hofft, wenn ihre Jüngste im September in den Kindergarten kommt, eine sechsmonatige Ausbildung im Bereich Verkauf anzufangen.

Ana ist 1971 im Bundesstaat Bahia an der brasilianischen Küste geboren. Sie wächst in einer kleinen Stadt sehr behütet von den Eltern auf. Sie hat vier weitere Geschwister. Mit leuchtenden Augen erzählt sie von einem großen Nachbarschaftsgarten, den es dort in ihrer Umgebung gab und wo sie als Kind und Jugendliche im Wesentlichen ihre Freizeit verbringt. Mit 17 Jahren zieht sie zu ihrem damaligen Lebensgefährten in die 3 Millionen Stadt Belo Horizonte. Sie macht eine Ausbildung zur Grundschullehrerin. Als nach 10 Jahren die Beziehung in die Brüche geht, verlässt sie ihren Mann und ihre zwei Töchter. Für ein Jahr studiert sie Deutsch an der Universität und heiratet dann einen Deutschen. Die beiden trennen sich kurz bevor ihr gemeinsames Kind (jetzt zweieinhalb) geboren wird. Vor etwa 14 Monaten bringt sie ihr viertes Kind und ersten Sohn auf die Welt. Bis vor kurzem lebt sie zusammen mit ihren beiden jüngsten Kindern in einem Mutter-Kind-Heim und ist jetzt in eine eigene Wohnung umgezogen. Ihre beiden ältesten Töchter (16 und 12 Jahre) leben beim Vater in Brasilien. Sie hofft nach ihrer Babypause vielleicht in der Tourismusbranche unterzukommen oder aber auch eine Ausbildung in einer für sie neuen Richtung zu machen.

Nilifer ist 1953 in Istanbul geboren. Zusammen mit drei Geschwistern wächst sie auf. Sie muss früh zur Versorgung der Familie beitragen, eine nennenswerte schulische Ausbildung war nicht möglich. Mit 24 Jahren wird sie von einer gemeinsamen Bekannten dem zukünftigen Ehemann vorgestellt. Ihr Mann ist ebenfalls Türke und ist auf der griechischen Insel Kos aufgewachsen. Nach nur zwei Tagen geben die beiden ihre Verlobung bekannt und sind zwei Monate später verheiratet. Nilifer folgt ihrem Mann daraufhin nach München, wo er ein Textilgeschäft besitzt. Sie besucht zunächst einen Deutschkurs und hilft gelegentlich im Laden des Ehemanns. 1980 bekommt sie eine Tochter und 1983 einen Sohn. Als beide

Kinder groß genug sind, fängt sie wieder an im Laden mitzuarbeiten, den sie und ihr Mann heute gemeinsam führen. Ihre Kinder studieren beide Betriebswirtschaftslehre, worauf sie sehr stolz ist.

Cemre ist 1961 in Malatya geboren. Dort lernt sie auch ihren zukünftigen Ehemann kennen. Er kommt ursprünglich aus der Osttürkei, lebt zu diesem Zeitpunkt aber bereits seit zehn Jahren in Deutschland. Die beiden heiraten, als sie 18 ist, und sie folgt ihm nach Deutschland. Heute lebt sie seit 29 Jahren in München. Sie hat zwei Söhne im Alter von 27 und 28 Jahren und zwei Töchter im Alter von 22 und 25 Jahren. Seit 24 Jahren arbeitet sie in einer Klinik als Reinigungskraft.

Khadidja ist 1976 in einem kleinen Dorf in der Umgebung von Samsun geboren. Sie kommt aus demselben Ort wie Ebru und Hala. Bis zu ihrem 13. Lebensjahr lebt sie dort zusammen mit ihrer alleinerziehenden Mutter und ihren Großeltern. Der Vater, der schon seit 1979 in München lebt, möchte sie zu sich holen. Auf das Versprechen hin, hier weiter in die Schule gehen zu können, kommt sie nach Deutschland. Bis sie 22 Jahre alt ist, lebt sie bei ihrem Vater und macht sich dann mit einer eigenen Wohnung selbstständig. Mit 28 Jahren lernt sie ihren zukünftigen Ehemann, der ebenfalls aus Samsun kommt, kennen. Die beiden heiraten wenig später. Im Juli dieses Jahres ist sie zum zweiten Mal Mutter geworden. Ihre beiden Söhne sind 2 Monate und 4 Jahre alt.

4.3 Thematische Analyse

4.3.1 Migration

Zunächst soll auf die Migration der Frauen eingegangen werden. Dies scheint notwendig, da die lebensgeschichtlichen Zusammenhänge der Frauen einen wichtigen Schlüssel darstellen, um ihre Perspektive zu verstehen (siehe Kap 3.2.2). So soll hier ein Einblick gewährt werden in das Leben der Frauen vor ihrer Migration, denn ihre Sozialisation enthält entscheidende Implikationen für ihre Vorstellung und Interpretation ihrer Rolle, ihres sozialen Netzes und ihrer Handlungsräume. Auch das Migrationserlebnis selbst soll thematisiert werden, denn es handelt sich – wie zu zeigen ist - um einen großen Einschnitt im Leben dieser Frauen. Die Migration stellt einen Wendepunkt dar und bietet die Chance zu einem Neuanfang. Die Gründe für die Migration sind außerdem von Bedeutung, denn die an die Wanderung

geknüpften Erwartungen und Hoffnungen beeinflussen, wie das Leben in Deutschland bewertet wird.

Die Frauen dieser Untersuchung kommen aus vier verschiedenen Ländern, aus Brasilien, Polen, der Türkei und Vietnam. Fast alle leben schon lange in Deutschland. Nilifer ist bereits seit 31 Jahren in Deutschland. Ana ist vor neun Jahren migriert. Nach dem Grund ihrer Migration lassen sich meine Interviewpartnerinnen in drei Gruppen einteilen. Die erste Gruppe kam im Familiennachzug nach Deutschland. Yeliz, Nihan, Ebru, Hala, Khadidja und Hamida gehören in diese Gruppe. Die zweite Gruppe, bestehend aus Sibel, Cemre, Nga und Nilifer, hat einen in Deutschland lebenden Mann mit Migrationshintergrund geheiratet und kam so direkt nach ihrer Hochzeit nach Deutschland. Natalia und Ana lassen sich als Arbeitsmigrantinnen bezeichnen, wobei dieses Motiv vor allem Ana, wie noch gezeigt wird, nur unzureichend beschreibt.

Familiennachzug

Sechs der Frauen sind im Alter zwischen 10 und 15 Jahren von ihren Eltern aus der Türkei nach Deutschland nachgezogen worden. Hamida fällt etwas aus der Reihe, denn sie ist mit 14 Jahren gemeinsam mit ihren Eltern und ihren Geschwistern gewandert. Die anderen sind bis zu ihrer Migration bei Familienmitgliedern, wie den Großeltern oder Onkel und Tante in der Türkei aufgewachsen. Die Eltern sind teilweise direkt nach der Geburt der Kinder nach Deutschland gegangen oder haben ihre ganz kleinen Kinder in die Türkei zu Verwandten gegeben. Sie sahen ohne ein Netz an Verwandten keine Möglichkeit die Kinder und die Arbeit zu vereinbaren. Ganz davon abgesehen, dass die Eltern in Deutschland auf sehr beengtem Raum lebten. Ebru sagt über ihre Mutter:

*„Dann nach drei Kindern ist sie dann hergekommen, endlich. Und die drei Kinder waren in der Türkei und dann hat sie drei noch gekriegt. (...) Die hat sie dann in die Türkei gebracht, weil sie musste arbeiten und hier war damals keine Familie, Kindergarten halt und sie hat Einzimmerwohnung gehabt. Dann hat sie Schwestern in die Türkei gebracht, eine war 9 Monat und eine war 40 Tage. Hat sie dort gelassen.“
(Ebru)*

Eine der Frauen ist bei ihrer Tante aufgewachsen ohne zu wissen, dass es nicht ihre Mutter ist, bis die Eltern beschließen sie nach Deutschland zu holen.

„Genau gesagt, ich habe meine Mutter meine Tante gedacht. Also ich hab sie Mutter genannt auch. Und nach und nach hab ich erfahren, dass nicht meine Mutter ist. Und dann bin ich hier hergekommen, ist alles durcheinander gewesen.“ (Nihan)

Drei der Frauen sind in einem kleinen Dorf mit sehr familiärer Atmosphäre in der Nähe der Küstenstadt Samsun am Schwarzen Meer aufgewachsen. Zwei Frauen kommen aus Städten, die eine aus Beypazari in der Umgebung von Ankara, die andere aus Niksar in der Nähe von Samsun. Eine Frau hat ihre Kindheit in Istanbul verbracht. Unabhängig von ihrem Herkunftsort in der Türkei beschreiben die Frauen ihre Kindheit als sehr frei. Sie erzählen mit einer gewissen Wehmut, wie sie den ganzen Tag draußen herumgerannt sind.

„Wir sind halt im Dorf gewachsen und wir waren viel mit meiner Großmutter auf Feld, Garten und das war mehr Freiheit und hier war es halt irgendwie vier Wände für mich.“ (Hala)

„Und nachts sind wir immer verstecken gespielt, nur nachts. Interessant! Bis einer kommt und: „Geh Kinder nach Hause!“ Und... viele Sachen. Wir haben immer, wir haben kein Spielzeug. Mit den Dingen haben wir gespielt: Holz, Messer...“ (Yeliz)

„Ich hab sehr leicht gelebt, ich hab nie was schwer gehabt. Ich bin so frei gewesen. Ich hab alles gemacht, was ich machen möchte. Alles was ich wünsche, ist gemacht“. (Nihan)

„Ich bin im Dorf frei gelaufen, was die anderen Kinder nicht machen durften. Ich war von früh bis abend nur unterwegs, habe Hausbesuche gemacht, habe Freunde besucht und mir auch nie was sagen lassen. Ich war halt gerne viel unterwegs. Jetzt bin ich eigentlich auch noch gerne unterwegs. Das kommt vielleicht daher, dass ich mich von Anfang an, auf die Freiheit gestellt habe.“ (Khadidja)

Aber vor allem die Frauen, die bei der Migration schon etwas älter waren, erzählen auch von der harten Arbeit auf dem Land:

„Dorf war anders. Und hier halt nur Schule und Haushalt, sonst haben wir ja nix gemacht. Und im Dorf mussten wir Feldarbeiten mit 15, 14. Viel Arbeit halt. In der Nacht halt die Ochsen unten sauber machen und so, Holz bringen für Feuer. Also es war schon anstrengend und hier halt ganz anders.“ (Ebru)

Die Migration wurde von fünf der sechs Frauen als ein krasser Bruch empfunden. Nicht für alle Frauen ändern sich die äußeren Umstände so drastisch wie für Ebru und Hala:

„Ja, hier alles mit Heizung und warme Wasser und alles. Und drüben mussten wir Holz und alles, Feuer selber machen, kein Heizung im Winter halt, mit Feuer und so. Also, es war 100 Prozent Umstellung, also ist ganz schön anders.“ (Ebru)

Aber auch die übrigen beschreiben ihre Migration als sehr dramatisch:

„Und dann bin ich hier hergekommen, ist alles durcheinander gewesen. War schlimm. Für mich war die... wie soll ich sagen, alles so gedreht. War schlimm. War alles Sprache anders, Leute anders und ich habe niemanden verstanden, ich bin in eine Klasse reingekommen, die ich kein Wort verstanden hab. (...) Ich hab kein Wort verstanden, mein Kopf hat gar nicht verstanden. Da bin ich wie in eine Wüste in die Mitte allein gelassen, so hab ich mich gefühlt.“ (Nihan)

„Hier konnten wir nicht rausgehen, weil wir Angst haben, nicht mal alleine ohne Eltern, da unten, weil früher haben die uns nicht alleine runter geschickt. Aber war Türkei war ich immer frei. Und hier einmal, auf einmal, eingesperrt. Wie Gefängnis. Ich bin Schule gegangen und wieder zurück.“ (Yeliz)

„Und Stress zuhause, weil da waren auch zwei Stiefschwestern, die da mit gewohnt haben. Deswegen hatten wir auch kein Kinderzimmer. Wir hatten ein Kinderzimmer, aber das war deren Kinderzimmer.“ (Kadidja)

Sie alle kommen in ein Land, dessen Sprache sie nicht beherrschen. Sie leben auf einmal mit ihren Eltern zusammen, die sie nur aus den Besuchen im Sommerurlaub kennen und verlieren ihre bisherigen Bezugspersonen in der Türkei. Stattdessen leben sie jetzt in beengten Verhältnissen mit wenigen Handlungsräumen. Schwierigkeiten in der Schule sind nicht überraschend.

„(...) Ich bin in eine Klasse reingekommen, die ich kein Wort verstanden hab. Für mich war erstmal schlimm, wenn die Lehrerinnen was erzählt haben, die haben geredet und geredet, ich habe kein Wort verstanden. Ich bin sitzen geblieben, dass war noch schlimmer für mich. Ich bin zweimal sitzen geblieben.“ (Nihan)

Nach ein, zwei Jahren, erzählen die Frauen, hätten sie sich halbwegs in ihrer neuen Lebenssituation eingefunden.

„Deswegen waren die ersten zwei Jahre so Ich habe keine Allergien, ich war auch bei Ärzten und Allergietests machen lassen. Die haben auch keine Allergien gefunden, das war einfach diese psychische Umstellung.“ (Kadidja)

Eine Ausnahme stellt Hamida dar. Ihr Migrationserlebnis klingt undramatisch, sie geht im Interview kaum darauf ein und beschreibt stattdessen ihre neue Heimat Hof:

„Hof ist wie meine kleine Heimat. Wenn ich in Hof gehen, auch kleine Stadt, da kennt jede Gesicht, sagt man? Aber hier ist auch nicht. Nur kennst du wo du wohnst. Aber wenn du zum Beispiel 10 Minuten fahren, dann kennst du niemand. Aber in Hof ist nicht so, kennst du fast viele.“ (Hamida)

Erst ihr Umzug von Hof nach München nach ihrer Hochzeit fiel ihr schwer. Sie vermisst ihre Familie in Hof und auch das Gefühl jeden zu kennen.

Fazit

Die Migrationserfahrung beginnt für ein paar der Frauen in gewisser Weise nicht erst mit der eigenen Migration, sondern schon Jahre früher mit der Migration der Eltern. Obwohl alle Frauen ihren Eltern zugute halten, dass sie eine bessere Zukunft für sich und ihre Kinder wollten, ist bei ihnen auch Zorn gegenüber ihren Eltern zu spüren, die sie erst allein ließen und sie dann aus ihrem gewohnten Umfeld herausrissen. Das Verhältnis ist auch heute noch teilweise belastet. Ein paar dieser Geschichten zeigen deutlich, was für eine dramatische Erfahrung die Migration für die jungen Mädchen war. Sie fühlen sich alleingelassen und orientierungslos. Erfahrungen, die die Frauen prägen. Trotzdem wird auch deutlich, dass eine Migration kein dramatisches Erlebnis sein muss, sondern erst vor dem Hintergrund schwieriger familiärer Verhältnisse, die den Kindern und Jugendlichen wenig Rückhalt bietet, dazu wird. Die Geschwister spielen in dieser Zeit eine sehr wichtige Rolle.

Der Verlust an Bewegungsfreiheit wird von den Frauen eng mit der Migration verknüpft. Dies ist wohl nicht nur auf einen Unterschied zwischen einem Leben auf dem Dorf und in der Stadt zurückzuführen, sondern die Migration findet für diese Frauen zu einem Zeitpunkt statt, der im Übergang zwischen dem Leben eines Kindes und dem einer jungen Frau liegt. Auch in der Heimat hätte sich ihr Handlungsraum wahrscheinlich verändert, aber es ist auch immer wieder beschrieben, dass vor allem junge Mädchen nach einer Migration von ihren Eltern streng beobachtet werden, da die Eltern den moralischen Verfall ihrer Töchter befürchten (Hamdan 2008).

Migration nach Hochzeit

Nga, Sibel, Nilifer und Cemre sind nach der Hochzeit mit ihrem in Deutschland lebenden Mann hergekommen. Alle vier lebten vorher bei ihren Familien. Für alle scheint es selbstverständlich gewesen zu sein, nach der Hochzeit nach Deutschland zu kommen. Nur Nga beschreibt eine intensive Auseinandersetzung mit diesem Thema. Neben dem höheren Lebensstandard gab der deutsche Universitätsabschluss ihres Mannes, der in Vietnam nicht anerkannt worden wäre, den Ausschlag. Für die anderen drei Frauen war die Wahl ihres Ehemanns wohl gleichzeitig eine Entscheidung zur Migration, besonders da in der Türkei die

Frau traditionell zu ihrem Mann zieht. Für Nilifer spielt dabei auch die materielle Komponente eine wichtige Rolle:

„Hat ne Wohnung gehabt und schön Auto gekommen, Ford Taunus. Sofort verliebt. Für mich spielt jetzt auch noch wichtige Rolle, weil ich will nicht Zukunft arm leben. Ich will richtige Mann finden. Bis kommt, da muss ich warten. So hab ich gedacht.“ (Nilifer)

Trotzdem betonen alle Frauen, wie schwer ihnen die ersten Jahre gefallen sind:

„Ja, ich konnte nichts allein machen was ich will. Ich brauchte immer jemanden, der mit mir geht oder, aber jetzt ganz leicht.“ (Sibel)

Sibel beschreibt, wie hilflos und eingeschränkt sie sich in der ersten Zeit in München fühlte. Erst nachdem sie einen Deutschkurs absolviert, zu dem ihre Schwägerin sie angemeldet hat, sieht sie die Notwendigkeit die Sprache zu lernen.

„Man denkt, die sind nicht wichtig am Anfang, aber später wenn Deutschkurs endet und wenn man was braucht, dann versteht man.“ (Sibel)

Für Sibel war auch die Beschäftigung eine wichtige Komponente. Sie war es leid, den ganzen Tag allein in der Wohnung zu sitzen.

„Am Anfang ich war immer zuhause, weil die haben alle Arbeit, die gehen alle weg und ich konnte nichts machen und meine Schwägerin hat mich eine Deutschkurs angemeldet. Deswegen hab ich bisschen gelernt. (Sibel)

Genauso beklagt Nilifer die Untätigkeit und die Einsamkeit. In Deutschland fehlten ihr vor allem ein soziale Netz und der alltägliche Kontakt mit den Nachbarn. Um unter Leuten zu sein, fing sie daraufhin an, im Geschäft des Mannes mitzuhelfen

„Kulturschock war für mich Anfang, ein Jahr viel geweint, weil des is eine Kulturschock so. In Türkei viele Nachbarn gibt's. Jeder kommt zu dir.“ (Nilifer)

Auch für Cemre war der Moment, als sie endlich eine Arbeitsstelle hatte, sehr wichtig:

„Sehr schwer, viel weinen und traurig echt. (...)Ich bin alleine, niemand. Ich alleine immer zuhause, gar nicht gesprochen deutsch. Ganz schwierig Start. (...)Ich Arbeit anfangen und dann Deutsch lernen.“ (Cemre)

Nga berichtet auch, dass für sie die Sprache eine große Barriere darstellte und wie groß sie die Umstellung empfand.

„Alles abgebrochen wegen Familie zusammen mit dem Phong [Ehemann] hier und das ist eine sehr große Veränderung, weil hier gekommen, kein Job und mit der Sprache ist sehr schwer.“ (Nga)

Fazit

Im Gegensatz zur ersten Gruppe haben diese Frauen sich zumindest implizit zur Migration entschieden. Auch ist eine Heirat als Anlass zur Migration positiv belegt. Die Frauen sind zudem älter, was den psychischen Umgang mit einem Ereignis wie einer Migration erleichtert. Trotzdem zeigt sich, dass auch diese Frauen die Zeit nach dem Ortswechsel als schwierig empfinden. Für sie ist es in erster Linie die Untätigkeit, die schwer zu ertragen ist, bevor sie eine Arbeit aufnehmen können. Sie fühlen sich ohne Sprachkenntnisse in ihrer neuen Heimat hilflos. Auch die nachbarschaftlichen Zusammenhänge werden schmerzlich vermisst. So fühlen sie sich in ihrem Handlungsspielraum zunächst deutlich beschnitten und brauchen einige Zeit, um sich in der neuen Situation einzufinden. Sie betonen die Sprachkenntnisse als wichtiges Element, um sich handlungsfähiger zu fühlen.

Arbeitsmigration

Natalia und Ana sind beide allein gewandert und ihre Wanderungsentscheidung haben sie für sich selbst getroffen. Natalie macht auf den ersten Blick den Eindruck einer „typischen“ Arbeitsmigrantin. Eine Freundin, die schon länger in München lebte, bot ihr an, einen Job für sie zu organisieren. Als sie dann im Zug der Umstrukturierungen nach dem Zerfall der Sowjetunion ihren Job verliert und die Familie dringen Geld braucht, um ihre neue Wohnung abzubezahlen, entscheidet sie sich das Angebot ihrer Freundin anzunehmen und nach München zu kommen. Trotzdem sieht sie den Hauptgrund für die Migration in ihrer Neugierde und den Wunsch eine neue Sprache zu lernen:

„Ja, meine Grund nach Deutschland zu kommen, zuerst ich bin sehr neugieriger Mensch. Ich möchte alles von alleine schaffen. Ich lerne sehr schnell und deswegen bin ich vielleicht nach Deutschland gekommen zuerst um die Sprache zu lernen (...).“ (Natalia)

Für Ana ist ihre Migration in gewisser Weise eine Flucht aus ihrem alten Leben, in dem sie sich zunächst von ihren sehr behütenden Eltern und dann von ihrem Lebensgefährten bevormundet fühlte.

„Ich war 10 Jahre in einer Beziehung, die gescheitert war und es ist so für mich, als ob ich jetzt die Gelegenheit habe mein Leben genau zu leben, wie ich möchte. In Bahia

man muss leben wie der Nachbar möchte, das brave Mädchen von Mama, das brave Mädchen von Papi, meine Schwestern, meine Brüder alle nach außen muss gut für die Anderen sein und hier muss ich mich niemand beweisen, ich mache, was für mich richtig ist.“ (Ana)

Während Natalia ihre Freundin in München als Anknüpfungspunkt hat, kannte Ana, bevor sie herkam, niemanden hier und ist stolz darauf, diesen großen Schritt ganz auf sich allein gestellt gewagt zu haben. Sie beschreibt den Umzug aus ihrer kleinen Heimatstadt in Bahia nach Belo Horizonte als Vorbereitung für ihre Migration nach Deutschland:

„Ich kriege sogar Gänsehaut, wenn ich diese Frage höre, vielleicht war das die Vorbereitung für das harte Leben hier. Weil wenn man hier alleine kommt, wirklich ohne Geld, schafft man nicht. Aber ich habe es geschafft. (...)Also, es war für mich, ich glaube, die Vorbereitung, eine Stufe davor, was Neues.“ (Ana)

Trotz aller Schwierigkeiten ist sie einfach froh über ihre Freiheit hier. Sie beschreibt Panikattacken, wenn sie zurück nach Brasilien geht:

„Ich komm noch nicht mal zum Schlafen. Das ist so ein extrem Panikattacke. Ich weiß nicht warum. Ich kann selbst nicht erklären, aber ich fühle mich, wenn ich da bin nicht wohl.“ (Ana)

Auch Natalia fühlt sich hier in München zuhause, eine Rückkehr kommt für sie nicht in Frage:

„Zieht mich überhaupt nix nach Polen (...), weil hier ist meine Heimat irgendwie jetzt, meine Familie, meine Freunde und das reicht schon. (...) Ich habe meine Familie hier gegründet und dann bleib ich jetzt hier.“ (Natalia)

Eine Eingewöhnungszeit gab es aber auch für sie. Die Menschen kamen ihr kalt vor.

„Und da waren schon ein paar Nächte, wo hab ich mir ins Kissen ein bisschen geweint und so weiter und so weiter. Da hab ich mir meine Landschaft, meine Land vermisst und so, aber meine Freundin hat gesagt: „Musst du dich ein bisschen verändern, ein bisschen nix denken, musst du auch wie die Menschen sein“ (Natalia)

Den Rat ihrer Freundin beherzigt sie insofern, als sie sich etwas zurückzieht:

„Hab ich gesagt, egoistisch kann ich nix sein und muss ich mir bisschen was anderes und da hab ich mir bisschen zurückgezogen und irgendwie hat das funktioniert.“ (Natalia)

Fazit

Ana und Natalia haben sich von sich aus zur Migration entschieden, was die Schwierigkeiten des Einlebens nicht unbedingt verkleinert, aber sie haben dieses „Abenteuer“ selbst gewählt. Während die erste Gruppe der Nachgezogenen bei ihrer Ankunft in Deutschland bereits über ein soziales Netz mindestens bestehend aus der Kernfamilie verfügen und auch die zweite Gruppe über ihren Ehemann Zugang zu einem bestehend sozialen Netz haben, müssen sich die beiden Frauen der letzten Gruppe ein komplett neues Netz aufbauen, denn auch Natalias Freundin in München zieht bald nach ihrer Ankunft weg. Es wäre zu erwarten, dass den Frauen, die hier bereits über ein soziales Netz verfügen, die Migration am leichtesten fällt. Dies ist allerdings nicht der Fall, gerade in der Gruppe der Nachgezogenen wurde die Migration teilweise sehr dramatisch erlebt. Der Grund dafür ist auch ein Phänomen der Migration, allerdings der Migration der Eltern, die die Familie zersplittert zurückließ. Selbstverständlich fehlen auch den anderen Frauen ihre bisherigen Bezugspersonen, sie sind allerdings bereits erwachsen und damit meist in einer psychisch stabileren Phase. Der Umzug vom Land in die Stadt und die damit stark veränderten Lebensweisen werden als große Umstellung wahrgenommen. Der Verlust nachbarschaftlicher Zusammenhänge wird sowohl von Frauen, die im Dorf aufgewachsen sind, wie auch von den Großstädterinnen beklagt. Welche neue Rolle die Frauen in Deutschland für sich gefunden haben, soll im Folgenden beleuchtet werden.

4.3.2 Rolle zwischen Hausfrau, Mutter und Arbeit

Unter dem Begriff „Rolle“ lassen sich viele Themen anschneiden. In dieser Arbeit soll vor allem auf die Rollenverteilung der Frauen in der Partnerschaft eingegangen werden. Denn welche Rollen die Frauen einnehmen und wie sie damit verbunden ihren Alltag gestalten, hat wichtige Auswirkungen auf ihr soziales Netz und ihre Handlungsräume. Aber auch in Bezug auf ein mögliches Frauenprojekt ist ihr Alltag interessant, denn darauf aufbauend lassen sich Überlegungen zu den Bedürfnissen und den Ressourcen der Frauen anstellen. Eine weitere interessante Komponente ist, dass einer Migration oftmals Emanzipationseffekte für Frauen zugeschrieben werden, denn es können „im Zuge der Migration massive Rekonstruktionen der Geschlechtlichkeit stattfinden“ (Aufhauser 2000, 119). Ob und wie die Rollenverteilung neu ausgehandelt wurde, soll nun beleuchtet werden.

Von den zwölf interviewten Frauen arbeiten acht. Die anderen vier Frauen sind momentan hauptberuflich Hausfrauen und Mütter. Drei von ihnen haben Kinder unter zwei Jahren, die noch nicht in den Kindergarten gehen. Von den übrigen acht, arbeitet Nga Vollzeit, die anderen etwa sechs Stunden am Tag oder ganztägig an einzelnen Tagen der Woche. Teilweise haben sie zusätzlich kleinere Nebenjobs, denen sie am Abend oder am Wochenende nachgehen.

Vier Frauen sind als Reinigungskräfte beschäftigt. Zwei arbeiten als Zahnarthelferin und Altenpflegerin. Nilifer hilft im Laden ihres Mannes und Nga organisiert ihren eigenen kleinen Laden. Fünf der Frauen haben keinen Schulabschluss. Teilweise bestanden am Herkunftsort keine Möglichkeiten oder die finanziellen Mittel fehlten, um eine Ausbildung zu finanzieren. In zwei Fällen hielten die Eltern, bzw. die Schwiegereltern eine Ausbildung nicht für notwendig. Für Nga und Natalia bedeutete die Migration einen deutlichen Karriereabstieg. Ihre Abschlüsse wurden hier nicht anerkannt.

„Manchmal überlege ich, ob ich es bereue nach Deutschland zu kommen, dann wegen meine Beruf, ich habe mein Studium abgeschlossen (...) und in einem Institut in Saigon gearbeitet, das heißt gute Karriere, kann ich schon nach zwei Jahren, dann darf ich Promotion, Doktorarbeit machen. Aber alles abgebrochen wegen Familie zusammen mit dem Phong hier (...)“ (Nga)

Nga ist froh, ihren Laden zu haben, denn ein Leben nur als Hausfrau kann sie sich nicht vorstellen. Sie moniert, dass es Frauen wie ihr hier so schwer gemacht wird überhaupt eine Ausbildung abzuschließen, ganz zu schweigen von einem Studium.

„Manchmal sag ich, bei mir ist ja ok, weil ich hab ja Glück mit dem Laden, das heißt wie eine anständige oder ganz schöne Arbeit zu finden, weil viele bleiben als Hausfrau (...) zu Hause, weil ganz schwer eine Ausbildung oder, ja nur Ausbildung noch nicht Studium abzuschließen hier.“ (Nga)

Neben der Erwerbsarbeit bleiben die Hausarbeit und die Kinder. Die Arbeitszeiten der Frauen sind so gelegt, dass sie nachmittags rechtzeitig, wenn die Kinder aus der Schule oder dem Kindergarten kommen, wieder zuhause sind, um sich dann um den Haushalt und die Kinder zu kümmern. Nga hat ihre Kinder in der Nachmittagsbetreuung an der Schule untergebracht. Alle Ehemänner arbeiten Vollzeit und kommen erst am späteren Nachmittag oder am Abend nach Hause. Cemres Mann ist schon in Rente.

Hala ist die einzige Frau, die keine Kinder hat. Sechs Frauen haben zwei Kinder, zwei Frauen drei Kinder und nochmal zwei Frauen vier Kinder. Nihan hat sogar fünf Kinder. Nilifer und Cemres Kinder sind erwachsen und teilweise ausgezogen. Vor allem die Töchter bleiben im Normalfall bis zu ihrer Hochzeit bei den Eltern. Der Haushalt und die Betreuung der Kinder fallen nach der klassischen Rollenverteilung in den Bereich der Frauen. Für Ebru und Hala ist die Arbeitsteilung in ihrer Ehe in Ordnung.

„Ja doch, hab ich keine Beschwerden. Wenn er arbeitet reicht. Er hat ja keine Zeit, wenn er um 7 oder um 6, was soll er dann noch machen. Also mir macht das schon Spaß oder ich bin so gewöhnt, ich weiß nicht.“ (Ebru)

„Teilen weniger. Kommt darauf an. Hauptsächlich mache ich das, weil er hat wenig Zeit. Ich arbeite drei Tage die Woche. Ich habe mehr Zeit. Wenn er Zeit hat und ich nicht kann, dann kann er auch staubsaugen oder Fenster, tut er immer putzen, weil er Glasreiniger ist selber (...).“ (Hala)

Nihan und Yeliz dagegen sind der Meinung, dass von Frauen im Allgemeinen deutlich mehr gefordert wird als von den Männern. Sie finden, ihre Männer könnten sich mehr an der Hausarbeit beteiligen. Dass ihre Ehemänner oft nicht sehen, was sie über ihre Erwerbsarbeit hinaus leisten, ärgert sie. Nihan hält es für dringend notwendig, diese Mithilfe sowohl vom Ehemann wie auch den Kinder immer wieder einzufordern.

„Aber wir machen alle, alle! Draußen arbeiten wir, zuhause arbeiten wir, Kinder kümmere ich.“ (Yeliz)

„Die haben leichter als wie Frauen. Frauen müssen alles denken und er geht von Haus raus und dann kommt er wieder um vier Uhr und dann sagt er, dass er sehr müde ist wie ich, aber ich kann nicht sagen, dass ich müde bin. Manchmal hilft er schon auch. Dann ruht er zwei Stunden, schläft er und dann sagt er, komm geh ma zu Garten. Wenn ich sag, ich hab keine Lust, ich bin müde, dann „du bist immer müde, du bist immer krank, du bist das, du bist des“ und so.“ (Nihan)

Nilifer ist stolz darauf, dass sie und ihr Mann sich alle Arbeiten teilen, wobei das kleinere Meinungsverschiedenheiten zum Thema Hausarbeit in keiner Weise ausschließt.

„Wir teilen jede Arbeit. So Haushalt auch so. Nicht nur den Geschäftshaushalt auch. Ja, Spülmaschine entleert er, Staubsaugen macht er, ich muss kochen, Wäsche aufhängt er. Sehr fleißiger Mann hab ich.“ (Nilifer)

Khadidja berichtet, wie sie und ihr Mann sich erst zusammenraufen mussten, um inzwischen sehr gemeinschaftlich ihre Familie zu führen, wobei das für sie nicht ausschließt,

vorübergehend mehr für den Haushalt zuständig zu sein, wenn es die Situation, zum Beispiel während ihrer Schwangerschaft, sinnvoll erscheinen lässt.

„Die älteren Brüder haben eigentlich immer das Sagen. Oder fast. Bei uns war das aber nie so, ich habe mir nie was sagen lassen, nie Befehle geben lassen. Umgekehrt, die haben immer das gemacht, was ich gesagt habe, weil ich auch die Mutterrolle übernommen hatte, durfte ich daheim bestimmen. Deswegen hatte ich auch am Anfang zum Beispiel Schwierigkeiten mit meinem Mann gehabt. Weil er ist auch so gewöhnt, dass er der Bestimmer daheim war, und ich war bei uns daheim auch der Bestimmer, die Bestimmerin. Und jetzt haben wir uns dann hingestellt und gesagt, okay wir müssen uns absprechen, bevor wir eine Entscheidung treffen.“ (Khadidja)

Einige der Ehemänner sprechen nur sehr wenig Deutsch, weshalb die Repräsentation der Familie nach außen (in der Schule, auf den Ämtern, beim Arzt) häufig in den Zuständigkeitsbereich der Frauen fällt.

„Alles mach ich. Innen und außen muss ich machen. Papiere, Kinder, Arzt, weil er kann nicht so gut deutsch. Alles bleibt mir, er geht nur arbeiten (...).“ (Ebru)

Fazit

Die Rollenverteilung in ihrer Kleinfamilie und ihrer Ehe zeigt auf den ersten Blick ein homogenes Bild, in der die Frau meist etwas weniger Stunden in der Erwerbsarbeit tätig ist, dafür aber hauptverantwortlich für die Kinder und den Haushalt zuständig ist. Die Arbeit ist für die meisten Familien ökonomische Notwendigkeit und steht deshalb außer Frage. Ein Teil der Frauen bezieht deutlich Selbstbewusstsein aus ihrer Arbeit. Sie sind stolz darauf, bei ihren Chefs für gute Arbeit bekannt zu sein oder schon seit vielen Jahren ihren Job zu haben. Auch die Frauen, die momentan nicht arbeiten, möchten alle bald wieder arbeiten oder eine Ausbildung anschließen.

Während eine gleichberechtigte Partnerschaft für Nga selbstverständlich erscheint, ist die Rollenverteilung in ihrer Ehe für die Frauen mit türkischem Migrationshintergrund durchaus ein Thema. Ihre Herkunftsgesellschaft weist deutlich patriarchale Züge auf, wie sie zum Beispiel Khadidja beschreibt. Gleichzeitig wächst Khadidja bei ihrer alleinerziehenden Mutter auf und erzählt, wie sie bis heute in der Beziehung zu ihren (älteren) Brüdern eine dominierende Position innehat. Dieses Beispiel soll deutlich machen, dass die Frauen häufig schon vor ihrer Migration in Familienzusammenhängen leben, die keineswegs alle dem Klischee der patriarchalen Gesellschaft folgen. Besonders in Familien, wo schon die Eltern migrierten, ergeben sich häufig völlig neue Konstellationen, die traditionelle

Rollenverteilungen nicht mehr praktikabel machten. Dementsprechend zeigt sich bei genauerer Betrachtung der Aufgabenverteilung in den heutigen Partnerschaften der Frauen eine ganze Bandbreite verschiedener Arrangements, die jeweils etwas unterschiedlich ausgehandelt werden. Pauschale Schlüsse wie eine traditionellere Rollenverteilung, wenn die Frau erst nach der Heirat nach Deutschland gekommen ist, lassen sich nicht ziehen. Genauso wenig wie im Umkehrschluss die Annahme einer flexibleren Rollenverteilung zutrifft, wenn beide Partner als Kinder oder Jugendliche nach Deutschland gekommen sind. Es zeigt sich aber, dass wenn die Ehemänner die deutsche Sprache kaum beherrschen, weil sie beispielsweise ihren Frauen nach Deutschland gefolgt sind, die Frauen im Wesentlichen die Repräsentation der Familie nach außen übernehmen. An dieser Stelle findet sich ein pragmatischer Umgang mit der an und für sich konservativ ausgelegten Rollenverteilung. Allerdings führt eine Erweiterung der Aufgabenbereiche der Frau nicht automatisch zu einer partnerschaftlicheren Beziehung zwischen den Eheleuten.

Insgesamt lässt sich sagen, dass ein guter Teil der Frauen mit einer Rollenverteilung lebt, die stark pragmatisch angelegt ist. Das Leben in Deutschland lässt die Frauen aber auch ihre Stellung mit der Stellung deutscher Frauen vergleichen und zum Beispiel mehr Mithilfe im Haushalt fordern. Hier lassen sich emanzipatorische Effekte erkennen. Ein Projekt, das verschiedene Frauen zusammenbringt und das einen Austausch über das Rollenverständnis und reale Rollenverteilungen zulässt, wäre sicher für alle Beteiligten spannend. Es gäbe den Frauen die Möglichkeit, ihre eigene Rolle zu reflektieren. Es sollte dabei nicht darum gehen, ein Rollenbild für besser oder schlechter zu erklären, sondern den Frauen helfen, die Vielfalt der Rollenverteilungen zu sehen und ihnen damit ermöglichen, für sich persönlich eine Entscheidung zu treffen.

4.3.3 Das soziale Netz

Das soziale Netz und seine theoretische Bedeutung wurden in Kapitel 2.3 bereits intensiv diskutiert. Hier steht im Vordergrund, ob die Frauen sich in ein soziales Netz eingebunden fühlen und wie sich dieses Netz zusammensetzt. Die Größe des Netzes, aber vor allem auch die Art und Weise der Einbindung sollen Aufschluss über den Bedarf weiterer sozialer Kontakte geben. Es soll auch überprüft werden, welche Bedeutung speziell den weiblichen Netzwerken zu kommt. Die Homogenität bzw. Heterogenität lässt Rückschlüsse auf das soziale Kapital zu, das über dieses Netzwerk beziehbar ist. Ethnische Heterogenität ist

gleichzeitig eine der Ressourcen, die ein interkultureller Garten bieten kann. Falls die Frauen bereits über ethnisch differenzierte Netze verfügen, wird ihr Bedürfnis an interkulturellem Austausch gering sein.

Nicht zuletzt soll die Transnationalität der Netzwerke der Frauen beleuchtet. An dieser Stelle sollen die Beziehungen in das Herkunftsland im Vordergrund stehen. Dies ist nur ein Aspekt, denn transnationale Netzwerke können auch unter den Migranten im Aufnahmeland entstehen (vgl. Kap. 2.2).

Beschreibung

Während Ana ein soziales Netzwerk fehlt, geben sechs der Frauen mit türkischem Migrationshintergrund an, sie seien in München in ein so großes und enges Familiennetzwerk eingebunden, dass sie drüber hinaus kaum die Notwendigkeit weiterer Kontakte sehen.

„Reicht. Ist wirklich. Jede Wochenende entweder mein Schwiegermutter zu mir, oder meine Schwester oder ich gehe dahin. Oder mein Schwägerin. Deswegen, jede Wochenende sind wir voll. Hab überhaupt keine Zeit.“ (Yeliz)

„Die Eltern, Geschwister, dann wir sind alle verheiratet jetzt, die Kinder von den Geschwistern, also Neffen, Nichten, Tanten habe ich noch, Onkel, dann Schwägerin, also mein Mann und sein paar Nichten und so, sein Onkel ist hier. Es ist schon ziemlich groß, viel zu groß.“ (Hala)

Cemre und Nilifer dagegen haben keine Verwandtschaft in München. Sie erzählen von nur wenigen sehr engen Freunden.

„Besuchen, die kommen, wir kommen. Jetzt sind wir schon wieder gleiche Garten. Die schon wie Familie“. (Cemre)

„Ich hab zwei beste Freundinnen. Weißt schon, ich will nicht so viel, weißt schon. Wenn du nicht gut verstanden, schade. Ich hab viel Freundin gehabt früher, aber die verstehen mich nicht gut, dann hab ich nicht lange Kontakt gehabt.“ (Nilifer)

Nilifer ist es sehr wichtig, sich auf ihre Freundinnen verlassen zu können und mit ihnen genau auf einer Wellenlänge zu liegen. Sie zieht wenige sehr enge Kontakte vielen Freundschaften vor.

Vor allem für Ebru und Sibel spielen ihre ebenfalls türkischstämmigen Nachbarinnen eine wichtige Rolle. Unter der Woche, wenn die Ehemänner in der Arbeit und die Kinder in der

Schule oder im Kindergarten sind, verbringen sie gerne Zeit mit ihren Freundinnen aus der Nachbarschaft.

„Ich hab auch ein paar Nachbarinnen, die wir so eng sind, öfter weggehen und ich hab ja soviel Geschwister und mein Mann auch und das ist dann auch zu viel.“ (Ebru)

Nga und ihr Ehemann sind Mitglieder eines vietnamesischen Kampfsportvereins, der jeden Sonntag zum Training zusammenkommt. Über den Verein steht sie in Kontakt mit etwa 15 weiteren vietnamesischen Familien in München. Sie beschreibt den Kontakt aber auf das Training und ein paar Feiern, zum Beispiel zu Weihnachten und zu Ostern, beschränkt. Den Kontakt zur vietnamesischen community in München sucht sie nicht. Die politische Spaltung der Gruppe in Boat People, Nord- und Südvietnamesen behagt ihr nicht, weshalb sie auch Veranstaltungen wie einem von der Botschaft organisiertem vietnamesischen Neujahrsfest lieber fern bleibt. Sie zählt drei Familien zu ihrem engen Freundeskreis, würde sich aber mehr wünschen.

„Wir haben nur enge Freundeskreis, dass wir zusammen ab und zu zuhause einladen können. Nur drei Familien in München, wir haben nicht soviel mit den Landleuten befreundschaft, das heißt nur bei Verein zusammen, wir trainieren Stunden irgendwas, aber nur offiziell. Aber befreundet im Haus eng befreundet, wir haben nur drei, vier Familien zusammen. Nicht soviel und deswegen brauchen wir auch mehr irgendwas.“ (Nga)

Das soziale Netz fast aller Frauen ist ethnisch homogen geprägt. Ausnahmen bilden Ana, die den Kontakt zu ihren Landsleuten meidet und Natalia, die hauptsächlich mit deutschen Frauen befreundet ist und über ihren Mann mit türkischem Migrationshintergrund auch engen Kontakt zu vielen Türken hat. Natalia hat ihre wichtigsten Freunde über ihre Kinder gewonnen.

„Eine Freundin, das ist Spezi von meine Sohn, Spezi vom Kindergarten seine Mama. Zweite ist die von (Name der Tochter) Mama (...).“ (Natalia)

Nga findet es schade, dass ihre Familie nicht mehr Kontakt zu Deutschen oder Mitbürgern anderen Nationalitäten hat.

„Nicht soviel [Kontakt] und deswegen brauchen wir auch mehr irgendwas und deshalb finde ich es auch ganz schön, dann können wir auch andere mit die Integration mit

den andere Gruppe, mit deutschen Freunden mehr Zeit und mit den anderen Gruppen wie chinesisch oder die thailändische Gruppe zusammen auch.“ (Nga)

Die anderen Frauen beschreiben auf die Frage nach Kontakt zu Deutschen hauptsächlich lockere Kontakte am Arbeitsplatz oder in der Nachbarschaft. Einige Male werden lange Geschichten über die Problem mit den deutschen Nachbarn erzählt oder von Freundschaften mit deutschen Frauen, die in die Brüche gingen. Verschiedene Frauen berichten von ihren Versuchen, Kontakte mit ihrer deutschen Nachbarschaft aufzubauen.

„Ich habe gegenüber eine Nachbarin, (...) aber zu enge Kontakt sind wir noch nicht gekommen. Ich habe ein paar Mal gesagt, warum kommst du nicht zum Teetrinken und so. Sie hat keinen Schritt gemacht. Ich habe wörtlich einen Schritt gemacht und sie hat keinen zweiten Schritt gemacht, dann kann ich nicht dritten Schritt machen.“ (Nihan)

„Viele deutsche Nachbarn sind halt so geschlossen. Nicht geschlossen, verschlossen. Für sich selbst. Und wir waren halt im Dorf. „Hallo“ und so. War alles frei. Du kannst nicht einfach klingeln und „hallo“ sagen zur Nachbarin. Hier ist anders und drüben ist anders.“ (Ebru)

„Aber hier hab ich kein Nachbarn gekriegt. Kein Nachbar da, du kannst nicht niemand Tür klopfen, alle gearbeitet, war niemand zuhause. Wenn niemand, jemand zuhause ist, das darfst du auch nicht, weil Nachbarn nur „Grüß Gott“ sagt und sie wollen kein Kontakt haben, sowieso und türkische Nachbarn auch, ich hab auch Schock gekriegt (...).“ (Nilifer)

Die Frauen reagieren mit Schulterzucken auf die Frage nach den Gründen.

„Irgendwie hat's nicht geklappt. Ich habe Arbeitskolleginnen gehabt, die waren schon mal da bei mir, ich war bei denen, aber irgendwie ist nicht mehr geworden.“ (Hala)

Nur Sibel nennt Gründe, sich ihre Freundinnen unter türkisch sprachigen Frauen zu suchen. Sibel spricht zwar gut Deutsch, aber sie tut sich schwer komplexere Zusammenhänge oder Gefühle auf Deutsch auszudrücken.

„Ja, weiß ich nicht, ich kann Deutsch verstehen, aber ich kann auch erzählen, aber auf Türkisch man kann sich noch mehr locker erzählen. Deswegen glaube ich. (...) Ja wenn ich perfekt Deutsch lernen könnte, warum nicht, aber.“ (Sibel)

Hamida spürt die Auswirkung ihres seltenen Kontakts mit Deutschen deutlich. Vor allem seit sie nicht mehr arbeitet und dabei ihr Deutsch regelmäßig übt, nimmt ihre Sprachbeherrschung deutlich ab.

„Aber ich war schon fast neun Jahre zuhause, dann wenn ich nicht mit jemand Kontakt, dann vergisst man schnell auch. Ich war vor neun Jahren noch mehr haben ich gut sprechen kann, aber jetzt ist immer zuhause und niemand sprechen, dann vergessen schnell.“ (Hamida)

Bedeutung

Die große Bedeutung eines sozialen Netzes lassen am besten im Umkehrschluss wahrnehmen, wenn es fehlt und es deshalb zu Schwierigkeiten kommt. Ana ist hierfür ein Beispiel. Als sie als alleinerziehende Mutter ihr zweites Kind bekommt, sieht sie sich gezwungen wegen ihres fehlenden sozialen Netzes in ein Mutter-Kind-Haus zu ziehen, um ihren Kindern Sicherheit für Kinder zu bieten. Darüberhinaus hofft sie auf Kontaktmöglichkeit zu anderen Müttern.

„Es hatte verschiedene Faktoren, ich wollte andere Leute kennen lernen.(...) Man hat das Gefühl, wenn man hier wohnt und was passiert, man kann in der Zentrale anrufen und dann kommt schneller ein Notarzt oder wenn man stirbt, würden die Kinder nicht eine Woche oder eine Monate lang verhungern, weil keine Nachbar sich merken, dass die Kinder oder der Mutter nicht gut geht. Es ist hier nicht... man wird hier nicht beobachtet, aber man versucht zu helfen, wenn man sieht, dass ein Kind stundenlang weint, 10 Stunden zum Beispiel, das ist nicht normal, das kann sein, dass die Mutter tot ist oder? Für diese Gründe bin ich hergekommen, weil ich Angst hatte, dass etwas passiert und da wollte ich für die Kinder ein bisschen Sicherheit.“ (Ana)

Hier zeigt sich, dass für Ana die Einbindung in ein soziales Netz tatsächlich eine existenzielle Frage ist.

Das transnationale soziale Netz

Alle Frauen sind nach wie vor in engem und regelmäßigem Kontakt mit den Menschen ihrer Herkunftsorte. Sie telefonieren, sie emailen und viele fahren, wenn möglich, einmal im Jahr zu Besuch.

„Die Mama und meine Bruder leben alle Polen, alle Tanten, Onkels und so weiter, die leben in Polen und ich telefoniere oft nach Hause, fast jeden Tag ich telefoniere und einmal im Jahr versuch ich immer dort zu fahren, für zwei, drei Wochen ich fahre dort(...).“ (Natalia)

Auch die Frauen, die über große Verwandtschaftsnetzwerke in Deutschland verfügen, sind weiterhin eng mit der Türkei verbunden, denn Familienmitglieder entscheiden sich zur Rückkehr wie zum Beispiel Yeliz und Nihans Eltern oder Hala und Ebrus Schwester.

Gleichzeitig verändern sich die Orte, die besucht werden, denn Familienmitglieder ziehen um oder sterben.

„Vater lebt nicht mehr, mein Schwester in Izmir und zwei Brüder hab ich auch in Istanbul. Wenn ich im Urlaub mache, dann geh ich meine Mama, eine Woche bleibe ich dort, dann irgendwo eine Ferienhäuser miete ich in Bodrum oder in Marmaris, billig so etwas, zwei Woche für mich. Eine Woche für Mama muss ich bleiben mit Mama, dann sehe ich mein Bruder, mein Schwester, alles treffen wir zusammen und zwei Wochen mache ich für meine Familie eine Urlaub, dieses Jahr machen wir in Griechenland eine Urlaub, zwei Wochen“ (Nilifer)

Das soziale Netz muss sich aber nicht nur zwischen dem Herkunftsland und Deutschland aufspannen, wie es sich vor allem bei den Frauen mit türkischem Migrationshintergrund zeigt. Natalias Netz umfasst neben Polen auch die Türkei, das Herkunftsland ihres Mannes. Ngas Freunde aus der Heimat sind inzwischen in die ganze Welt verstreut. Sie erzählt von vietnamesischen Freunden in den USA, Canada, Australien, Italien und Frankreich, mit denen sie über Email in regem Austausch steht.

„Wir haben seit mit dem Internet, Emails hat, wir haben auch email groups, das heißt es gibt auch vietnamesische Email-Gruppe, die fast über 100 zusammen email tauschen (...), das ist dann leichter und deswegen Kontakt pflegen ist sehr leicht. Wir emailen uns jetzt am meisten. Jeder andere Zeit, zum Beispiel, wenn ich jetzt nach USA, dann die etwa noch beim Frühstücken oder bei Kanada jetzt noch schlafen, das heißt andere Uhrzeit, deswegen keine irgendwas mit telefonieren, das ist umständlich, dann machen wir Emails.“ (Nga)

Bei einer sehr guten Freundin aus Studentenzeiten in Vietnam, die heute in Paris lebt, war sie erst kürzlich zu Besuch. Auch die Töchter werden in den Ferien zur jeweils anderen geschickt.

„Ich war ganze Sommer fast zwei Wochen mit Kinder bei meiner Freundin, sie hat mit mir studiert in Vietnam gewesen und sie ist jetzt mit der Familie in Paris und wir machen da ganze zwei Wochen Urlaub bei ihr, kein Problem oder umgekehrt ihre Tochter kommt zu uns für deutsche Sprach lernen, kein Problem wie in Familie.“ (Nga)

Fazit

Bis auf die alleinerziehende Ana sind alle Frauen in München in ein enges soziales Netz eingebunden. Die Hälfte der Frauen (alle mit türkischem Migrationshintergrund) ist in große Verwandtschaftssysteme eingebunden. In diesen Verwandtschaftsnetzwerken ist teilweise das ganze soziale Leben organisiert, ohne dass ein Bedürfnis nach weiterem Kontakt besteht

wie Yeliz oder Hala zeigen. Aber nicht alle Frauen, die über eine große Verwandtschaft in München verfügen, beziehen ihr soziales Netz nur aus ihrer Verwandtschaft. Für Ebru und Sibel sind zusätzlich ihre Nachbarinnen von großer Bedeutung. Wie stark die Frauen sich in ihr Verwandtschaftssystem einbinden lassen, ist auch eine persönliche Entscheidung. Khadidja hat - ohne mit ihrer Familie zu brechen – Grenzen gesetzt, die ihre Privatsphäre schützen. Sie hat es untersagt, dass Verwandte ohne sich ankündigen bei ihr zu Besuch vor der Türe stehen, wie sie in einem Gespräch im Garten erzählt. Ein soziales Netz, das nur auf einer Gruppe beruht, bietet zwar engen Zusammenhalt und Sicherheit, es hat aber auch oft zur Folge, dass die Frauen teilweise nur wenig offen sind für neue Kontakte. Ihr enges ethnisch homogenes Netzwerk schottet sie ab. Dies wurde auch im Kulturgarten Hadern deutlich, denn nicht nur meine Kenntnisse ihrer Lebenswelt, sondern auch das Wissen der Frauen über die meine, stellte sich als recht vage heraus und erzeugte im Austausch immer wieder Erstaunen auf beiden Seiten. Auch die Deutschkenntnisse der Frauen sind von den homogenen sozialen Netzen betroffen, denn das Leben fast aller Frauen findet hauptsächlich in der Muttersprache statt. In einigen Interviews wird deutlich, dass die Frauen über manche Zusammenhänge noch nicht oft auf Deutsch sprechen mussten und viele Gefühle nur selten in der deutschen Sprache ausgedrückt werden. Diese Erkenntnisse treffen aber nicht nur auf die Frauen mit großen Verwandtschaftssystemen zu, auch das soziale Netz der übrigen Frauen weist ethnisch homogene Züge auf. Sie berichten allerdings von deutlich kleineren Freundeskreisen, die aus drei oder vier Familien bestehen. Diese befreundeten Familien nehmen meist einen familienähnlichen Status an. Hier wurde auch öfter ein Bedauern geäußert über den geringen Kontakt zu Deutschen. Ihre Versuche über die Nachbarschaft neue Kontakte aufzubauen, wurde von den deutschen Nachbarn meist abgeblockt.

Aber nicht nur die Verwandtschaft und die Persönlichkeit der Frau sind wichtige Einflussfaktoren auf das soziale Netz, auch die Rolle, die die Frau einnimmt, wirkt sich auf ihr soziales Netz aus. Ist die Frau momentan nicht berufstätig, kommt der Nachschafft häufig eine wichtigere Bedeutung zu. Auch die Beziehung zu ihrem Ehemann hat einen gehörigen Einfluss: Einige Frauen verbringen die Freizeit hauptsächlich mit ihrem Ehemann und den Kindern, während andere ihr soziales Leben in ihren weiblichen Netzwerken organisieren.

Während alle Frauen transnationale Beziehungen zu ihren Verwandten und Freunden in der Heimat unterhalten, sticht Ngas soziales Netz heraus. Sie unterhält engeren, regelmäßigen

Kontakt zu Vietnamesen in der ganzen Welt als zu Menschen in ihrem Herkunftsland. Ein Grund dafür ist wohl, dass sie sich in Vietnam selbst häufig als Ausländerin fühlt und die ausgewanderten Vietnamesen in Vancouver oder Sydney ihre Probleme in vieler Hinsicht besser nachvollziehen können als die Familie in Saigon.

4.3.4 Handlungsräume

Aus der Literatur geht hervor, dass sich für Frauen durch Migration häufig neue Handlungsspielräume öffnen. So sollen Handlungsräume zunächst als Chancen verstanden werden. Gleichzeitig soll aber auch untersucht werden, welche Einschränkungen die Frauen in ihren Handlungsräumen erleben.

In einem zweiten Punkt sollen die Handlungsräume als transnationale soziale Räume verstanden werden. Hier sollen exemplarisch vier verschiedene Möglichkeiten dargestellt werden sich im sozialen Netz zu organisieren. Bei dem Frühstück und dem Geldkreis handelt es sich dabei um frauenspezifische Handlungsräume.

4.3.4.1 Handlungsräume als Chance und Einschränkung

Leicht lassen sich für alle Frauen „erweiterte Handlungsräume“ konstatieren, denn sie agieren heute in ihrem Herkunftsland und in München. Neben dieser physischen Komponente, haben alle Frauen ihre Sprachkenntnisse deutlich erweitert, sie haben gelernt sich in einer neuen Umgebung zurecht zu finden und haben Chancen ergriffen, die ihnen in der Heimat, nach eigener Einschätzung, wahrscheinlich verwehrt geblieben wären, wie z.B. den Führerschein zu machen oder sich eine Arbeit auszusuchen. Besonders bei Sibel lässt sich der Stolz über die neu gewonnene Selbstständigkeit deutlich heraushören. Ihre Mobilität gefällt ihr sehr gut. Sie lernt momentan für ihre theoretische Führerscheinprüfung.

„Verkehr, ich kann allein, allein fahren wo ich will, ich kann des sehr schnell finden mit dem Straßenbuch oder so, was weiß ich? Es is kein Problem mit der Bus, U-Bahn, S-Bahn. Es is ganz leicht zu finden, wo man muss hinfährt.“ (Sibel)

„Ja, aber so ich war auch nicht allein immer unterwegs in der Türkei. Wir haben bestimmte Bekannten besucht und spazieren gegangen, aber es war's. Hier muss ich alles selber machen und muss ich hinfahren, aber es is kein Problem hier. (...) Selbstständig bin ich hier.“ (Sibel)

„Kindergarten, Schule, mit dem Schule telefonieren, alle Ärzte geh ich alleine hin mit meinem Kinder ohne meinen Mann. Ich mach alles selber, deswegen.“ (Sibel)

Auch Ebru betont die größere Mobilität als Gewinn. Sie nimmt an, dass sie in ihrem Dorf in der Türkei nicht die Chance gehabt hätte den Führerschein zu machen. Sie ist außerdem sehr froh über die besseren Chancen in Deutschland als Frau einen Arbeitsplatz außerhalb der Landwirtschaft zu finden.

„Und vielleicht, wenn ich in der Türkei wäre, hätte ich im Dorf gelebt, hätt ich keinen Führerschein, hätt ich kein Auto oder so. Solche Sachen. Hier hat man dann mehr Freiheit. Denk ich. Und Arbeit und als Frau hast du dann mehr Chancen, mehr Glück hier wie halt in der Türkei im Dorf. Das gefällt mir.“ (Ebru)

Für Ana war die Erweiterung ihrer Handlungsräume der Hauptgrund für ihre Migration. Der Wunsch, endlich ihr Leben selbstbestimmt in die Hand zu nehmen, ließ sie nicht nur aus ihrer Partnerschaft ausbrechen, sondern auch das Land verlassen, in dem ihr ein Rollenverhalten abverlangt wurde, dem sie sich nicht anpassen wollte. Sie legt Wert darauf, ihre Erfahrungen nicht zu pauschalisieren und auf alle Familien in Brasilien zu übertragen. Sie beschreibt ihr Leben:

„Es [ausgehen] war nicht erlaubt. Weil man kann nicht glauben, es gibt Menschen in Brasilien, die leben wie in der Steinzeit. (...) Das ist klar bestimmt, was die Frau machen darf, die Eltern bestimmen, was die Kinder machen darf.“ (Ana)

„Mit 17 war ich bei meinen Eltern und von 17 bis 28 war ich bei dieser längeren Beziehung, die ich da hatte, 10 Jahre lang. Also, ich bin von eine Gefängnis zu andere Gefängnis gegangen. Dann die zweite Gefängnis durfte ich auch nicht mehr als was ich vorher bei meinen Eltern durfte, durfte man auch nicht raus. Es war nur zuhause sein und auf meine Kinder aufpassen und dann irgendwann einmal mit hinausgehen. Es war keine kluge Idee. Aber ich habe mich befreit, ich habe diese Beziehung beendet nach 10 Jahren.“ (Ana)

Über ihr Leben heute sagt sie:

„Jetzt habe ich keinen Mann, da mache ich, was ich will. Ich genieße. Das ist die rebellische Seite von mir.“ (Ana)

„(...) wenn ich in Österreich bin, dann mein bester Freund, er engagierte einen Babysitter für mich. Dann gehen wir nur ich und er aus. Also, tanzen, trinken, nachher zu Fuß nach Hause laufen, Handstand.“ (Ana)

Ein weiterer Aspekt sind die finanziellen Möglichkeiten, die sich besonders für Nga verbessert haben. Sie erzählt von Wanderungen und Ausflügen in und um München. Alles

Dinge, die für sie in Vietnam nicht möglich gewesen wären, weil dafür keine Infrastruktur besteht.

„Die Vietnam Frauen, sie sind ja viel ärmer, sie haben nur ein Leben als Arbeiten, Kinder, Küche, kochen und dann Fernsehen abends, maximal Fernsehen. (...) mit kleinen Kindern spielen und wenn dann mit großen Kindern, sie gehen gelegentlich, nur gelegentlich Shopping.“ (Nga)

Alle diese Beispiele sollen zeigen, dass der Handlungsspielraum der Frauen sich in manchen Bereichen tatsächlich erweitert hat. Allerdings greift die pauschale Annahme erweiterter Handlungsräume zu kurz. Schon die Darstellung der Migrationserlebnisse macht deutlich, dass die Handlungsräume nach einer Migration häufig zunächst schrumpfen und dann von den Individuen neu erobert werden müssen. Aber über diese Eingewöhnungs- und Neuorientierungszeit hinaus beschreiben vorwiegend die Frauen mit türkischem Migrationshintergrund einige Facetten, die ihren Handlungsraum hier in Deutschland einschränken. Ganz besonders die Umstellung von einem Leben auf dem Land zu dem in der Stadt, wird teilweise als große Einschränkung des Bewegungsraumes empfunden.

„Hier fühle ich mich eingegrenzter, also irgendwie so in nem Schaufenster.“ (Hala)

„Ja wir waren nur noch draußen, das Leben hat draußen stattgefunden. Wir waren im Haus nur,... wir waren nur noch draußen. Wenn du einen Kaffee trinkst, trinkst du den draußen auf der Terrasse nicht wie hier im Wohnzimmer. Natürlich trinkst du den Kaffee auch im Wohnzimmer. Aber es gibt keine bestimmte Zeit, wo du sagst, jetzt gehe ich runter, du kannst jederzeit runter. Du bist frei. Dich kann keiner sehen (...).“ (Khadidja)

H.: Hmm, sind jetzt auch ein bisschen mehr Vorschriften in der Türkei, also ich glaube schon freier. Doch schon freier wie hier. Ich weiß nicht, wie hier im Dorf leben ist, aber Stadtleben ist auf jeden Fall anstrengend. Ganz schön anstrengend.

I.: Ist ja interessant, weil man ja oft sagt, dass gerade in der Stadt vieles freier ist und man mehr tun und lassen kann, was man mag.

H.: Nee, finde ich nicht. Man kann zuhause nicht irgendwie frei bewegen, darf man kein Geräusch machen oder kein irgendwie...

I.: Aber man hat auch mehr Möglichkeiten, man kann ins Kino gehen, ins Café...

H.: Ja, das schon, das schon, aber ich mein, von Bewegung her so als Mensch. (Hala)

Aber sie fühlen sich auch durch die vielen Regeln, die es in Deutschland im Gegensatz zur Türkei gibt, sehr in ihrem Handeln eingeeengt.

I.: Is des in der Türkei anders?

S.: Ja.

I.: Was für Grenzen gibt's da weniger, was darf man dort?

S.: Alles. Hier muss man immer aufpassen, was man, was is erlaubt, was nicht. Weiß ich nicht. (Sibel)

Nihan hat zudem das Gefühl, dass selbst kleine Regelverstöße sofort mit Missbilligung bedacht werden.

„Weil ich konnte gehen, wohin ich wollte und keine hat mir was gesagt oder so was. Und jetzt schon sehr streng. (...) hier sind sehr viele Gesetze. Kleinigkeit machst du was falsches, schon wackeln die Leute seinen Kopf. Tsss. Als ob was ganz großes geschehen wäre. Das ist schon anstrengend.“ (Nihan)

Auch, dass sie auf der Straße mit ihrem Kopftuch sofort als Ausländerin wahrgenommen wird, macht Nihan zu schaffen. Sie meidet deshalb die vielen Menschen in der Stadt und fährt lieber gemeinsam mit ihrem Mann ins Münchener Umland, um dort spazieren zu gehen.

I.: „Aber direkt in der Stadt macht ihr nicht soviel?“

N.: „Nein, das ist uns dann zu viele Leute, wir wollen schon ein bisschen Ruhe haben, vom Stadtleben raus. Das ist viel zu viel.“

I.: „Wobei du bist es eigentlich nicht anders gewöhnt, in Istanbul war es bestimmt auch immer...“

N.: „Ja, ich bin schon gewöhnt, aber Leute sind anders. Wenn du auf der Straße bist, man merkt, dass du eine Ausländerin bist. Und da denken... ich denke, dass die Leute denken, dass ich kein deutsch reden kann. Dass ich so ein Holzstück, das von der Türkei gekommen ist und so geblieben ist. (...) viele denken, dass ich aus den Dörfern komme oder so was, weil ich Kopftuch trage und geschlossen, nicht meine Arme oder so was zeige. Ich möchte meine Religion richtig leben, nicht irgendjemand mich einredet. (...) So will ich auch leben, aber manchmal kann ich eben das nicht und da wird ich schon sehr schief und sehr blöd angeschaut und angeredet. Wenn ich mit dem Fahrrad unterwegs bin und so, dann wird ich mir Schimpfwörtern geschimpft. Die zeigen meine Kopftuch „Geh woher du gekommen bist! Was willst du hier?“ „Ich bin hier geboren, ich geh nicht weg!“ (lacht) Ich bin schon... aber ich habe keine Kraft mehr. Ich antworte keinem mehr.“ (Nihan)

Auch Sibel muss Einschränkungen wegen ihres Kopftuches hinnehmen, von dem sie annimmt, dass es der Grund ist, weshalb sie und ihre Freundinnen keine Arbeit finden.

„Ich war auch, bei uns in der Nähe Höffner eröffnet, Möbelhaus und wir waren alle mit meinen Freundinnen, wir haben dort uns angemeldet wegen Aushilfe, Kasse oder Reinigung, aber jeder hat keine Zusage bekommen. Weil ich hab geschrieben, ich will mit Kopftuch arbeiten, wenn's geht, aber keiner hat zurück angerufen.“ (Sibel)

Ob sie bereit ist für einen Job ihr Kopftuch abzulegen, darüber hat Sibel noch nicht nachgedacht. Sie und ihre Freundinnen wollen vorerst weiter probieren eine Arbeitsstelle zu finden, die es ihnen erlaubt ihr Kopftuch zu tragen.

„Ich, ich weiß nicht, ich hab mir nicht gedacht jetzt, aber... aber ich versteh nicht, warum stört des, nur ein Tuch.“ (Sibel)

Fazit

Es sollte deutlich geworden sein, dass eine pauschale Annahme erweiterter Handlungsräume nach einer Migration sich nicht mit der Wahrnehmung dieser Frauen deckt. Sie identifizieren einige Bereiche, in denen das Leben in Deutschland neue Handlungsspielräume für sie eröffnet, die ihnen im Herkunftsland vielleicht nicht offen gestanden hätten. Nga nennt den finanziellen Aspekt bzw. den Lebensstandard, der es überhaupt erst erlaubt, z.B. die Freizeit aktiv zu gestalten. Aber auch die veränderten Rollen, die die Frauen nach der Migration spielen, können ihre Handlungsräume erweitern, so arbeiten heute fast alle außerhalb des Hauses. Gleichzeitig empfinden sie das Leben in Deutschland in mancher Hinsicht auch als Einschränkung. Interessant finde ich, dass die Diskriminierung der Frauen wegen ihres Kopftuches eine zusätzliche Einschränkung des Handlungsraumes der Frauen bedeutet. Während Einschränkungen durch viele Regeln und Gesetze bemängelt wurden, wurden von den meisten Frauen an anderer Stelle Ordnung und Sauberkeit in Deutschland gelobt. Sicher ist zutreffend, dass das Leben im Herkunftsland von einigen Frauen idealisiert wird; Vergangenheit wird bei den Menschen eben gerne weichgezeichnet. Gerade die Frauen, die ihre Kindheit auf dem Land verbracht haben, fühlen sich in ihrer Bewegungsfreiheit beschränkt, die sie selbst mit dem Unterschied zwischen Land- und Stadtleben begründen. Dazu tragen die deutlich beengteren Wohnverhältnisse im Vergleich zum Leben auf dem Land bei. Viele Elemente des gesellschaftlichen Lebens, die im Herkunftsland auf das Haus und den Garten ausgebreitet wurden, sind hier auf die kleine Wohnungen beschränkt. Es bleibt zu sagen, dass es den befragten Frauen zum Teil schwer fiel, genauer zu beschreiben oder zu definieren, warum sie sich eingeschränkt oder unfrei fühlen. Trotz dieser vagen Aussagen ist es wichtig, diese Gefühle der Frauen ernst zu nehmen und nicht vorschnell als nostalgische Verklärung ihres früheren Lebens auf dem Land abzutun. Der Kulturgarten greift genau dieses Lebensgefühl der Beschränktheit auf und verschafft den Frauen Raum und Erleichterung, wie in Kapitel 4.3.6.1 noch ausführlicher dargelegt werden wird. Der

Garten und das Leben unter freiem Himmel greifen bekannte Lebensformen aus dem Herkunftsland auf und vermitteln den Frauen dadurch ein Gefühl der Sicherheit. Gleichzeitig befindet sich der Garten in München, liegt also in der jetzigen Heimat. Dadurch wird er auch zum Ort der Begegnung zwischen den Kulturen, einem transnationalen sozialen Raum.

4.3.4.2 Gelebte transnationale soziale Räume

Im Folgenden sollen vier Beispiele transnationaler sozialer Räume skizziert werden. Drei Beispiele stammen aus dem Umfeld der türkischstämmigen Migranten, das vierte ist ein Kampfsportverein, der dem Kontext vietnamesischer Migranten entnommen ist.

Es werden zwei Typen des transnationalen sozialen Raumes dargestellt. Während es sich beim Kampfsportverein um ein Netzwerk handelt, das sich zwischen vielen Länder der Welt aufspannt, handelt es sich bei den anderen drei Beispielen insofern um einen transnationalen sozialen Raum als hier soziale Praktiken des Herkunftslandes von den Migranten auf das Aufnahmeland übertragen werden und dabei etwas Neues entsteht. „Der Geldkreis“ und „Der Kampfsportverein“ sollen dabei zusätzlich als besonders passende Beispiele für zwei der vier Hauptformen kollektiven Handelns in transnationalen sozialen Räumen interpretiert werden (vgl. Kap. 2.4).

Der Besuch

Eine typische Beschäftigung am Sonntagnachmittag ist der gegenseitige Besuch. Befreundete Familien oder Verwandte werden eingeladen oder erscheinen auch unangekündigt. Meist finden solche Besuche in der Wohnung statt, gelegentlich verabredet man sich auch zum Grillen. Es wird gemeinsam gegessen, wobei es vorkommt, dass unvorbereitet acht zusätzliche Personen bewirtet werden. Neben dem gemeinsamen Essen stehen das Gespräch und der Austausch zwischen den Familien im Mittelpunkt. Nihan und Sibel schildern einen Besuch wie folgt:

„Jaa, was mach die ganze Woche erlebt hat, egal was, reden, essen, trinken. Oder miteinander spazieren gehen oder grillen.“ (Nihan)

„Ja, zuhause. Die kommen alle zu mir, manchmal, manchmal gehen Schwiegereltern, manchmal mein Schwägerin. Wenn eine hingehet und mit anderen telefoniert und die kommen auch da. Wir werden ja viel.“ (Sibel)

Auch für Hala spielt sich der größte Teil ihres sozialen Lebens im privaten Bereich der eigenen Wohnung statt:

„Meistens besucht man sich halt zuhause, also wir haben da viele Hausbesuche eigentlich.“ (Hala)

Nicht alle Frauen können der Praxis der „Hausbesuche“ etwas abgewinnen, denn sie werden teilweise als sehr stressig empfunden:

„Genau, ohne Hausbesuche zu machen. Weil zu Hause ist es dann Arbeit, davor und danach.“ (Khadidja)

Während eines der Interviews steht der Bruder unerwartet vor der Türe. Nihan muss ihn wegschicken, was ihr ein sehr schlechtes Gewissen bereitet. Gleichzeitig ärgert sie sich:

„Was nimmt der seine ganze Familie und schon ist er da. Ich hab ihm gesagt, ich hab ein Gespräch. (...) Die kommen einfach, ja und ich mag das nicht. Ein bisschen deutsche Mentalität hab ich auch schon genommen. (...) Schau ich hab gewehrt, jetzt ich bin gespannt.“ (Nihan)

Auch manche Ehemänner stehen den „Hausbesuchen“ ablehnend gegenüber.

„Er mag nicht Sonntag Besuch gehen oder jemand uns kommen. Und das muss man verstehen. (...) Aber er will nicht soviel Stress haben.“ (Hamida)

„Und dass wir nicht jede Woche irgendwo hingehen, zum Tee, Kaffee einladen, so Hausbesuche, so was mag er auch nicht.“ (Khadidja)

Frühstück

Ein wichtiger Bestandteil des sozialen Lebens der Frauen ist das Frühstück mit den Nachbarinnen. Nilifer beschreibt dieses Ritual aus ihrem Leben in Istanbul:

„In Türkei viele Nachbarn gibt's. Jeder kommt zu dir. Neun Uhr „Komm Kaffeetrinken“ bis zehn oder elf Uhr, dann geht alle wieder nach Hause, jeder macht Arbeit. So jeden Tag bei uns. Viel Kaffeetrinken kommt die Frauen. Egal, Einladen brauchst du nicht. Klopfen, „Bist du da?“ „Okay, komm!“ Kaffeetrinken, bisschen ratschen, dann geht alle wieder zurück. Bis die nächste Tag, dann geh ich andere Nachbarn. „Hallo, komm Kaffeetrinken!“ (Nilifer)

Wie das Zitat belegt, finden solche Treffen meist unter den Frauen der Nachbarschaft statt, eine Ankündigung oder Einladung sind nicht notwendig. Die Frauen kommen zum Ratschen und Informationen austauschen. Die Treffen sind relativ kurz, denn sie finden zwischen der

täglichen Arbeit im Haushalt statt. Manchmal wird nur ein Kaffee getrunken, manchmal frühstücken die Frauen gemeinsam. Männer sind bei diesen informellen Treffen nicht anwesend. Es werden Zeiten gewählt, zu denen die Ehemänner, wenn möglich auch die Kinder aus dem Haus sind. Friederike Stolleis (2004) hat diese Praxis für die Frauen in Damaskus beschrieben, die auch von einigen der für diese Arbeit befragten Frauen beschrieben wird.

„Wir sitzen und ab und zu Kaffee trinken und manchmal, wenn früh, dann wir machen Frühstück zusammen.“ (Hamida)

Für Sibel sind diese Treffen sehr wichtig. Bevor sie in ihre jetzige Nachbarschaft gezogen ist, hat sie sich tagsüber allein in der Wohnung oft sehr einsam gefühlt. Ihre Nachbarinnen sind heute zu ihren besten Freundinnen geworden. Diese Praxis ließ sich beobachten, als es gegen Ende des Interviews an der Türe klingelt und eine ihrer Nachbarinnen auf einen Plausch, Kaffee und Kuchen hereinkommt. Sibel und ihre Freundinnen treffen sich aber nicht immer zuhause, sondern nützen auch das Mutterzentrum um die Ecke.

„Ja, wegen meinen Freundinnen, draußen ich geh manchmal zu Mutterzentrum Kaffee trinken. (...) die kommen alle, dann trink ma nen Kaffee, unten haben die auch Schnäppchenmarkt. Man kann auch frühstücken, eine türkische Frau macht alles wegen Frühstück, selber macht sie alles.“ (Sibel)

Allerdings sind von diesen Treffen alle am Vormittag arbeitenden Frauen ausgeschlossen. Sie treffen sich häufig stattdessen am Nachmittag. Wie Ebru erzählt:

„Und ich habe auch viele türkische Nachbarinnen und wir trinken Kaffee oder so.“ (Ebru)

Diese Praxis lebt davon, wie viele türkische Nachbarn es in der Umgebung gibt und dass die Nachbarinnen auch Interesse daran haben und sich Zeit nehmen. Ebru beklagt, dass viele Frauen, obwohl sie nicht arbeiten, keine Zeit für Treffen finden. Sie sagt für sich selbst:

„Ah, die Haushalt lass ich stehen. Meine Nachbarinnen sagen, mein Gott wir arbeiten nicht, viele Frauen arbeiten ja nicht und die haben nie Zeit. Wenn ich sage „kommst jetzt“. Nein, die finden die Zeit nicht.“ (Ebru)

Nilifer berichtet von einem „Kulturschock“ als sie - erst kurzzeitig hier in Deutschland - feststellen musste, dass auch viele Nachbarn mit türkischem Migrationshintergrund kein

Interesse an Kontakt haben. Ihr soziales Leben findet damit hauptsächlich am Wochenende statt.

„Nachbarn nur „Grüß Gott“ sagt und sie wollen kein Kontakt haben, sowieso und türkische Nachbarn auch, ich hab auch Schock gekriegt, weil hier ist ganz komisch die Leute, weil die arbeiten in der früh bis Abend, dann Abend gehen nochmal Nacht, nochmal Eckarbeit, die zweite Arbeit. Die kommen elf Uhr nach Hause. Nur Wochenende treffen wir, sonst nichts.“ (Nilifer)

Geldkreis

Eine weitere Art das gesellschaftliche Leben zu gestalten, stellen Geldkreise da. Dies ist ein Zusammenschluss von Frauen mit dem Ziel Geld zu sparen. In regelmäßigen Abständen treffen sich die Frauen, wobei jede Frau den vorher vereinbarten Geldbetrag mitbringt. Das Geld wird dann gesammelt und an die Gastgeberin des jeweiligen Treffens übergeben. Die Frauen werden bis der Zyklus vollendet ist zur Schuldnerin oder zur Gläubigen, je nachdem wann sie an die Reihe kommen und Geld erhalten. Das nächste Treffen findet bei einem anderen Mitglied der Gruppe statt. In der Literatur ist diese Form des Sparens meist unter dem Begriff „Sparvereinigung“ bekannt (Stolleis 2004, 77). Es existieren viele unterschiedliche Formen von Sparvereinigungen in verschiedenen Ländern der Welt, wie zum Beispiel im Libanon, in Ägypten, in Syrien oder der Türkei. Die oben kurz beschriebene Variante wird von einigen Frauen dieser Untersuchung praktiziert und soll im Folgenden genauer dargestellt werden.

Ebru ist die einzige, die momentan in einem Geldkreis aktiv ist. Sie nimmt sogar an zwei Geldkreisen teil. Der eine besteht aus 12 Frauen, die sich einmal im Monat treffen und jeweils 100 Euro einbringen.

„Wir haben im Monat einmal, so 12 Frauen, so Frauentag. Und da macht jede was und jeden Monat, entweder bei mir oder bei denen und wir machen so mit Geld halt. 100 Euro zum Beispiel jeden Monat, bringen die mir 100 Euro 12 Frauen und dann wenn ich nächsten Monat denen gehe eine, dann jede so und dann ham ma auf einmal so 1000 Euro. Ist so wie sparen halt.“ (Ebru)

Sie treffen sich entweder zuhause oder die jeweilige Gastgeberin sucht ein türkisches Lokal aus. Bei einem Treffen zuhause bringen alle Frauen etwas zu essen mit. Die Frauen sind Freundinnen, die sich zusammengetan haben und dann jeweils in ihrem Freundeskreis weitere Interessentinnen gesucht haben. Ihr Geldkreis besteht inzwischen seit vier Jahren

„Ich und von da drüben und von meine Schwester eine macht mit und jeder, die die kennt haben wir uns so zusammentelefoniert und so. Und das ist seit 4 Jahren machen wir das. Das funktioniert sehr gut, also wir sind auch so gute Team, könnte man sagen.“ (Ebru)

Die Idee haben sie von den Frauen in der Türkei übernommen. Ebru erzählt, dass die Frauen auf dem Land früher im Winter, wenn weniger Arbeit anfiel, Gold- oder Geldtage veranstalteten. Sie beschreibt dies als eine der wenigen Möglichkeiten für die Frauen etwas Geld in Form von Gold für sich selbst zu sparen.

„Früher in der Türkei ham Frauen so mit Gold gemacht und Liras. Und da ham die gedacht, weil im Winter gibt's ja in der Türkei nicht so viel Arbeit, halt Feldarbeit und so. Die Frauen ham dann so Goldtag, Geldtag gemacht, so irgendwie weil die können sonst nicht sparen und wenn du jeden Monat Goldstücke kaufst und so, dann hast du ein bisserl was und so ham die Frauen gesagt, können wir ja auch hier machen. Dann ham wir so was gemacht.“ (Ebru)

Für Ebru ist das Sparen zwar ein netter Nebeneffekt, aber der Hauptgrund an diesen Geldkreisen teilzunehmen, ist für sie der soziale Kontakt.

„Ich will eigentlich lassen, aber dann seh ich die Anderen dann nicht. Weil im Monat einmal sehen wir uns, wenn ich das lasse, dann überhaupt ich sehe die fast nicht. Ich hab dann keine Zeit die extra zu besuchen. Der Kontakt halt. Auch das Geld ist wichtig, aber Kontakt ist noch mehr. Das macht Spaß, man kann bis zwölf, eins sitzen, ratscht, Tee, Kaffee alles.“ (Ebru)

Auch Nihan beschreibt die Teilnahme an einem Geldkreis, der aber inzwischen nicht mehr besteht, *„weil jede hat andere Probleme gehabt und dann haben wir gelassen.“*

„Vor ein paar Jahren haben wir überlegt unter den Frauen, was heißt unter den Frauen... von meiner Familie, von meinen Schwägerinnen seine Töchter, meine Onkels Tochter und alle sind wir in der Woche zu jedem gegangen. Zum Beispiel donnerstags sind sie alle bei dir und wir machen frühstücken, alles mögliche Kuchen und dann nach dem Essen haben wir die Musik aufgemacht so laut es gehen kann und haben getanzt bis zum geht nicht mehr. Wie die Verrückten und haben den Tag so verbracht, aber dann haben einige arbeiten angefangen und dann immer wieder hat jemand gefehlt und ham wir sogar an dem Tag Geld gesammelt. Einmal haben wir 50 Euro, jede, die wir hingegangen sind haben wir 50 Euro gegeben und alle, wenn sie zu mir gekommen sind auch, ist dann Betrag entstanden.“ (Nihan)

Auch für Nihan steht die gesellschaftliche Komponente im Mittelpunkt. Sie hat es genossen, den ganzen Tag mit anderen Frauen zu verbringen. Vor allem auch das Tanzen fehlt ihr, das

bei den Treffen ihrer Gruppe dazugehörte und wozu es sonst nur selten Gelegenheit - etwa auf Hochzeiten - gibt. Sie vermisst diese Frauentage:

„Ja, wenn nicht jede Woche gehen kann, einmal im Monat wenigstens, dann wäre für mich was gewesen, weil dann wäre meine Freizeit gewesen. Alle Männer sind in der Arbeit, alle Kinder sind in der Schule. Tag ist nur für mich.“

Khadidja steht den Geldkreisen ablehnenden gegenüber. Sie sieht darin ein Treffen von Hausfrauen, die eine wenig partnerschaftliche Beziehung mit ihrem Ehemann führen.

*„Das kommt aber auch wieder daher von diesen Hausfrauen. (...) Bei diesen Frauensammlungen nehme ich deswegen nicht teil, weil ich habe mich nie allein gefühlt. Jetzt ist mein Mann da (...) er ist immer da. Wenn wir was machen, machen wir zusammen. Er hat nie gesagt, mir ist langweilig, ich geh oder diesen Samstag treff ich mich mit Freunden, ist mir egal, was du machst. Ich weiß es nicht, vielleicht kommt es daher, dass die Frauen sich einen eigenen Weg gesucht haben, ach er ist eh nicht daheim, ich kann das und jenes machen. Oder ich muss schauen, wie ich meinen Tag plane. So war das bei uns nicht. (...) Ich kann mit meinem Mann alles machen.“
(Khadidja)*

Der Geldkreis ist ein gutes Beispiel für kollektives Handeln in einer Kleingruppe, die nach dem Prinzip der spezifischen Reziprozität und fokussierten Solidarität organisiert ist. Es handelt sich um eine kleine, klar definierte Gruppe. Die Teilnehmerinnen sind meist Verwandte oder Freundinnen, können aber auch Nachbarinnen sein. Man kennt sich gut und es bestehen regelmäßige face-to-face-Kontakte. Die Frauen treffen sich einmal pro Monat oder auch zweiwöchentlich in der Gruppe, aber die einzelnen Frauen sehen sich darüber häufig. Es wird genau festgelegt, welcher Betrag zu jedem Treffen bezahlt werden muss und wie die Reihenfolge der Frauen bestimmt werden soll. Faists (2000, 36) Beschreibung seines Typus als „informelles Versicherungskollektiv“ trifft die Geldkreise sehr genau, denn jeder Teilnehmerin steht damit die Möglichkeit offen, auch kurzfristig bei Bedarf auf eine größere Menge Geld zuzugreifen. Gleichzeitig wird auch jeden Monat ein gewisser Betrag dem Familieneinkommen abgeführt und steht der Frau zur Verfügung. Ob diese das Geld im Endeffekt wieder für ihre Familie ausgibt oder sich selbst etwas leistet ist zweitrangig. Wichtig ist, dass diese Praktik der Frau eine gewisse Unabhängigkeit von ihrer Familie gibt. Da es sich um ein gesellschaftliches Ereignis der Frauen handelt, ist es für den Ehemann schwierig, ihr eine Teilnahme zu untersagen. Dabei sollte nicht der Eindruck entstehen, alle Frauen, die an Geldkreisen teilnehmen, tun dies, um sich von ihren Ehemännern zu befreien. Ganz im Gegenteil, gerade durch die Teilnahme der meisten Frauen wegen des sozialen

Kontaktes, etabliert sich diese Praktik als anerkannter Teil des gesellschaftlichen Lebens der Frauen und verschafft der Frau im Einzelfall Spielraum.

Kampfsportverein

Nga und ihr Mann sind Mitglieder in einem Kampfsportverein. Sie beschreibt ihren Kampfsport als eine vietnamesische Mischung aus Karate und Tae Ke Wan Do. Auch in München hat sich eine Gruppe von Leuten mit vietnamesischem Migrationshintergrund gefunden, die jeden Sonntag gemeinsam trainiert. Darüber hinaus begehen sie auch Feste wie Weihnachten und Ostern gemeinsam.

„Wir haben einen Kampfsportverein und jedes Wochenende trainieren wir einmal am Sonntag, ganze Familie, das ist wie Karate und Tae Ke Wan Do Mischung, es kam von Vietnam. Machen wir zusammen, ungefähr 30 Leute und ungefähr 15 Familien kennen wir daher (...) Von 14.00 Uhr bis 16.00 Uhr oder manchmal etwas mehr trainieren, aber nur am Sonntag triffst du und nur mit Kampfsport, aber bei Gelegenheit wie Weihnachten oder Ostern machen wir auch irgendwas zusammen: essen, feiern auch wie im Verein.“ (Nga)

Die Kampfsportgruppe ist über München hinaus gut vernetzt. Nga erzählt von weiteren Gruppen in Afrika, Russland, Kanada, Australien und einigen weiteren Ländern. Über den Verein werden Austauschfahrten in die ganze Welt organisiert. Der gastgebende Verein kümmert sich dabei um die Unterkunft und die Verpflegung der Besucher. Dadurch lassen sich kostengünstige Reisen verwirklichen.

„In Afrika haben wir auch Verein von unserem Kampfsport oder Russland oder Italien oder Frankreich oder Belgien, Australien oder USA, Kanada, wir haben überall. (...) da ist man zusammen wie ein ganze Verein, das heißt, wenn du irgendwie nach Kanada besuchen, dann wenn du Anhänger von Obi nam bist, das heißt Verpflegung und Übernachtung keine Sorgen, wir machen meistens in Sporthalle eine Gruppe wenn kommen eine Art wie Übernachtungen und zusammen Verpflegungen, weil freundschaftlich unter uns. Das kostet fast nichts.“ (Nga)

Besonders zum Oktoberfest empfängt Ngas Verein häufig Besuch von anderen Gruppen.

„Und dann wie bei Oktoberfest unser Verein von Kampfsport von Italien, Frankreich, Belgien, die von anderen Kampfsport von Vietnam von uns zu Oktoberfest kommen, machen wir auch besichtigen und Oktoberfest.“ (Nga)

Der Kampfsportverein ist ein Beispiel für ein themenzentriertes Netzwerk, das nach dem Prinzip der Reziprozität als Tausch funktioniert. Die verschiedenen Ableger des Kampfsportvereins in der ganzen Welt teilen alle ein Interesse und besonders im Kampfsport

zumeist auch eine Philosophie. Der Austausch beruht darauf, dass die verschiedenen Vereine sich gegenseitig einladen und dann jeweils die Unterbringung organisieren. Dadurch ist es allen Mitgliedern möglich, relativ kostengünstig andere Länder zu besuchen, aber auch z.B. Trainingsmethoden können ausgetauscht werden. Da der Austausch nicht an Personen, sondern an Organisationen gebunden ist, sind solche Netzwerke meist sehr stabil.

Fazit

Das soziale Leben der hier interviewten Frauen mit türkischem Migrationshintergrund ist auch in Deutschland stark Geschlechter getrennt ausgelegt. Dabei gibt es Bestandteile wie der Besuch, dem als Familie nachgegangen wird und an dem beide Geschlechter teilnehmen. Aber es gibt daneben auch andere Bereiche des sozialen Lebens, die nur den Frauen vorbehalten sind, wie das Frühstück / Kaffeetrinken oder der Geldkreis. Es lässt sich also feststellen: Auch in Deutschland organisieren sich diese Frauen in weiblichen Netzwerke. Die Frauen nehmen ihr soziales Leben in die Hand, planen und schaffen sich dadurch Handlungsräume. Die Praktiken sind allerdings stark am Alltag von Hausfrauen orientiert, was berufstätige Frauen ausschließt. Das Wochenende ist der Familie und den Besuchen vorbehalten. Dementsprechend vermisst zum Beispiel die berufstätige Nihan regelmäßige Treffen mit anderen Frauen, wie sie zum Beispiel ein Geldkreis bietet. Solche Zusammenkünfte bieten Freiraum für Aktivitäten wie tanzen, die in einem gemischtgeschlechtlichen Kontext nur in seltenen Fällen praktiziert werden. Von der Teilnahme am Frühstück berichten zudem auch nur Frauen, die in Wohngebieten mit einer türkischstämmigen Nachbarschaft leben. Während für einen Besuch oder einen Geldkreis Anfahrtswege in Kauf genommen werden, ist das Frühstück auf die Frauen der Nachbarschaft beschränkt. Wie besonders das Beispiel des Besuches zeigt, sind auch diese Praktiken im Wandel begriffen. So erleben einige Frauen - und auch einige Ehemänner - den Besuch als Eindringen in die Privatsphäre und versuchen diesen zu vermeiden oder in den öffentlichen Raum wie zum Grillen in den Stadtpark zu verlegen. Hier kommt dem Kulturgarten Hadern als erweiterter Handlungsraum eine wichtige Bedeutung zu.

4.3.5 Der Garten als erweiterter Handlungsraum

Im Folgenden soll der Kulturgarten Hadern als einer der Handlungsräume der befragten Frauen beschrieben werden. Es soll besonders den Fragen nachgegangen werden, warum die Frauen in den Garten kommen, wie ihr Kontakt mit den anderen GärtnerInnen aussieht und wie es um das Engagement der GärtnerInnen im Kulturgarten bestellt ist. Die Gründe in den Garten zu kommen, können wichtige Aussagen zu den Interessen und den Bedürfnissen der Frauen geben. Diese im Bezug auf ein Projekt zu berücksichtigen, scheint unbedingt angezeigt. Da ein interkultureller Garten ein Ort der Kommunikation sein soll, ist es von Interesse nicht nur Beobachtungen zum Kontakt im Garten einzubeziehen, sondern auch die Bewertung der Frauen zu hören. Es ist schließlich möglich, dass zum Beispiel wenig Kontakt untereinander ganz im Sinn der Gärtnerinnen ist, da sie im Garten zur Ruhe kommen wollen. In einem dritten Punkt soll auch das Engagement der Gärtnerinnen und ihre Meinung zu gemeinsamen Aktivitäten mit den anderen Frauen beleuchtet werden. Wenn ein Projekt den Anspruch erheben möchte partizipativ zu sein, dann sollten die Ansichten der Frauen einzubeziehen.

4.3.5.1 Warum die Frauen in den Garten kommen

Während Cemre, Nihan, Natalia, Nga und Yeliz seit Anfang des Projektes garteln, sind Ebru, Hala und Hamida im letzten Jahr dazugekommen und Sibel, Ana, Khadidja und Nilifer haben in diesem Jahr begonnen. Wichtige Gründe für sie sind die Entspannung, das Abschalten vom Alltag und den Spaß, den die Gartenarbeit bringt

„So mit Grünzeug und Erde zu arbeiten macht bisserl Entspannung. Ich warte immer wie Geier, wann fang ma endlich an im Garten zu arbeiten. Weil ganze Winter, wenn du bleibst daheim, bist du nur am glotzen.“ (Natalia)

Mhm, unser Schrebergarten. Manchmal, wenn ich Kopfschmerzen habe, wenn ich mit dem Erde was mache, dann krieg ich, dann geht Kopfschmerzen weg. Deswegen auch. Dann hab ich Zeit für mich. (Yeliz)

Neben Entspannung und Spaß spielt die Liebe zur Natur und vor allem diese an die Kinder weiter zu vermitteln eine große Rolle. Die Kinder können den Prozess des Entstehens verfolgen, bekommen gesundes, frisches Gemüse zu essen und sind außerdem an der frischen Luft.

Ich glaube nur, weil es mir Spaß macht oder Entspannung mit dem Garten. Der andere Grund ist ja, ich glaube, auch für Kinder ein bisschen mehr Natur zu zeigen. Wegen Kinder bisschen auch das. Die Kinder hier, ich finde heutzutage mehr mit Computer und am Anfang, wir bemühen uns um einen Schrebergarten, damit die Kinder da am Wochenende nicht nur in der Wohnung bleiben könnten (...) (Nga)

„Ja, weil ich habe zwei Kinder und ab und zu kann ich kommen hier und es macht schon Spaß, hat Gurke gesehen, hat frische Gurke gegessen und mein Mann macht auch Spaß. Er macht auch gerne. Und kann man frisches essen und gesund ist es.“ (Hamida)

Für Ana ist auch die Möglichkeit, im Garten etwas zu schaffen, ganz wichtig. Wie auch Hala fühlt sie sich dort in positiver Weise an ihre Kindheit erinnert. Der Garten gibt ihr Geborgenheit und Freiheit zugleich. Khadidja und Hala vermissen das Leben auf dem Dorf und der Garten ist ein kleiner Ersatz.

„Weil ich diese Verbindung zur Erde brauche. Ich bin die letzte, ich habe noch nicht was Schönes geschafft, aber wenn ich da bin und ich versuche die Erde schön zu machen, es ist für mich als ob ich ein Kind bin, ich spiele. Es ist für mich ein Abschalten von der Welt, wo man an nix denkt, man ist wirklich frei dort. Es ist eine Art Spiel. So eine kindliche Erinnerung oder Geborgenheit, man kann mit Erde spielen und man denkt an nix.“ (Ana)

„Weil es mich vielleicht ein bisschen so an die Türkei erinnert. An die Türkei erinnert, frühere Leben halt und ich fühle mich halt frei, bin beschäftigt irgendwie ... das Psyche auch ein bisschen so relaxt.“ (Hala)

„Aber ich liebe das Grüne, ich liebe das Freie – sag ich doch, es kommt wahrscheinlich daher, weil wir auf dem Bauernhof aufgewachsen sind, weil wir das hier vermissen. Und des war genau hier, diese Möglichkeit, und haben wir gesagt, okay machen wir. Auch wenn es einmal die Woche ist, es tut einem gut. Ich bin kein Stadtmensch. Ich würde auch hier, wenn es möglich wäre, irgendwie weit weg wohnen, aus der Stadt.“ (Khadidja)

Aber der Garten wird auch als erweitertes Wohnzimmer benutzt. Sonntägliche Besuche lassen sich dort hin verlegen oder ihnen auch entkommen, indem man schlicht nicht zuhause ist. Außerdem können die Kinder dort toben, ohne dass die Nachbarn sich beschweren.

„Und wir wollten auch ne Beschäftigung. Damit sich auch das Kind wenigstens ab und zu im Freien aufhält. Und dass wir nicht jede Woche irgendwo hingehen, zum Tee, Kaffee einladen, so Hausbesuche, so was mag er auch nicht. Er hat sich also einfach im Freien beschäftigt, dass er aus dem stressigen Woche herauskommt.“ (Khadidja)

„Aber wenn diese drei Jungs im Schlafzimmer, also in ihrem Kinderzimmer spielen, dann höre ich nach einer Stunde das Klopfen und das beunruhigt mich. Ich will halt

später nicht Probleme mit meinen Nachbarn haben. Deswegen sage ich, okay Garten, alle hin. Dass die Kinder frei haben, dass die miteinander spielen können.“ (Khadidja)

Auch zum Picknick mit den Nachbarinnen wird der Garten genutzt, wobei der Ehemann einer Gärtnerin mitgekommen war. Er wurde allerdings an einen Extratisch verwiesen und musste dort allein essen, da es sich um ein Frauentreffen handelte und er da nichts zu suchen habe, wie mir erklärt wurde. Ein Treffen, das sonst ganz typischer Weise im privaten Raum statt findet, wurde hier in den halböffentlichen Raum des Gartens verlegt.

Fazit

Die Aussagen der Frauen zeigen welche große Bedeutung der Kulturgarten in ihrem Leben spielt. Der Garten dient einerseits dazu, zur Ruhe zu kommen und vom Alltag abzuschalten. Im Grünen an der frischen Luft zu sein und gleichzeitig einer produktiven Beschäftigung nachzugehen, ist eine wichtige Kombination, die zum Beispiel in einem Park nicht gegeben ist. Andererseits nutzen die GärtnerInnen den Garten auch als Erweiterung ihres privaten Raumes, denn Besuche oder Frauentreffen werden dort hin verlegt. Dies ist auch für die anderen GärtnerInnen von Interesse, denn hier wird ihnen ein Einblick ins Private gewährt, der sonst selten möglich ist, aber ein wichtiger Beitrag zum besseren gegenseitigen Verständnis und zur gegenseitigen Annäherung sein kann. Für den Kulturgarten ist es wichtig, diese verschiedenen Aspekt der Nutzung unter einen Hut zu bringen. Im Bezug auf Aktivitäten und Projekte im Garten sollte im Auge behalten werden, dass einige Gärtnerinnen im Garten die Ruhe suchen. Dieses Anliegen sollte berücksichtigt werden. Andere Gärtnerinnen betonen den Aspekt etwas zu schaffen. Grundsätzlich wäre es schön, diesen Wunsch in ein Projekt zu verwandeln und gemeinsam ein Beet zu gestalten oder etwas zu bauen. Ein Bauvorhaben jeglicher Art ist aus rechtlichen Gründen allerdings problematisch.

4.3.5.2 Der Kontakt unter den GärtnerInnen

Der Kontakt unter den GärtnerInnen ist sehr nett und freundlich. Man kennt sich zumindest vom Sehen und grüßt sich, wenn man sich trifft. Die Pflanzen, das Wetter oder die Wasserversorgung im Garten bieten immer Gesprächsstoff. Erfahrungen im Bezug auf das Gärtnern werden ausgetauscht oder man gießt, wenn nötig für den Nachbarn mit.

„Wir grüßen uns ganz herzlich, immer fast wir sprechen von Name ohne Nachname und das sind so Gruppen, wo die binden irgendwie so fest und jeder hat seinen Dreieck und wir sprechen und so weiter, ich glaube, wir haben keine Schwierigkeiten im Garten. Weil wenn jemand kommt, dann spricht man gleich, unterhält man sich, auch über seine Probleme. Wir tauschen auch die Erfahrung irgendwie in die Garten. Jeder gießt von andere etwas und so.“ (Natalia)

Hamida berichtet, wie leicht es ist, untereinander in Kontakt zu kommen. Sie findet schön, dass sie im Garten mit Leuten in Kontakt kommt, die sie sonst nicht kennenlernen würde.

„Ich glaube schon, kann man schon sagen. Zum Beispiel zu der Frau hinten habe ich keinen Kontakt, aber ich habe Interesse gehabt und was ist das und was ist das und wie kann man das essen. Und dann hat sie mir gesagt, ja ihre Mann kommt Japan, glaube ich und dann hat sie gesagt, dass sind Blätter [Sesam], kann man im Winter essen und jetzt kann man in Salat und hat mir eine gegeben und dann hab ich probiert und hat mir so gut geschmeckt. Geschmack war ganz, mir gut gefallen wie Pfefferminz. So was mag ich gerne. Sonst mit der Frau kann ich nicht Kontakt haben“.
(Hamida)

Miteinander bekannt sind aber vor allem die GärtnerInnen der jeweils umliegenden Beete, während sich die GärtnerInnen von entfernt liegenden Beeten häufig kaum kennen. Nga beschreibt einige Hemmnisse, die den Kontakt erschweren. Sprachprobleme gehören dazu. Als ein weiteres Kommunikationshemmnis diagnostiziert sie das Fehlen eines kleinen Pavillons, der die GärtnerInnen zusammenbringt.

„Maximal von dem herum um uns, aber bisschen weiter Parzellen, ich kenn nicht. Da, ehrlich gesagt, die meisten türkisch Sprache und dann manche, wir bemühen uns ein bisschen mit deutsche Sprache, aber manche verstehen auch nicht ganz alle und manchmal sie haben oder wir auch nicht soviel Zeit bei Gespräch, sondern wir lauter irgendwas mit dem Arbeiten, ganz ganz schnell. (...) ohne irgendwas Unterkunft, dann muss man ja nach Hause. Nicht soviel Gespräch, wegen so was.“ (Nga)

Alle Frauen bestätigen, dass der Kontakt unter den GärtnerInnen bisher auf den Garten beschränkt.

„Enger Kontakt hab ich so, dass wir miteinander irgendwas unternommen haben, nein. Nur im Garten, ansonsten kein enger Kontakt“. (Nihan)

Khadidja tut sich schwer mit muslimischen Frauen, die ein Kopftuch tragen. Abgesehen davon, dass sie die Entscheidung ein Kopftuch zu tragen nicht nachvollziehen kann, hat sie den Eindruck, dass diese es vorziehen unter sich zu bleiben.

*„Und heuer, ja es ist für mich wahnsinnig schwierig zum Beispiel mit den Frauen, die Kopftücher tragen, zusammenzukommen, weil ich bin sowieso total dagegen, und dann denk ich mir, ich hab des auch schon selber erlebt, dass die unter sich sein wollen, eben weil sie eine andere Einstellung haben. Oder, ja ist für mich wahnsinnig schwierig auf die zuzugehen. Und ich denk mir eben, wenn wir so Frauennachmittage machen, dass des vielleicht besser ist, wo ich mit den anderen dort Kontakt hatte.“
(Khadidja)*

Auch andere Frauen beklagen die Verslossenheit einiger Familien mit türkischem Migrationshintergrund, die teilweise wenig Interesse an der Gartengemeinschaft zeigen. Sie nutzen zwar den Garten intensiv für ihr soziales Leben, indem sie Freunde und Verwandte mitbringen, nehmen aber teilweise kaum am Leben im Garten teil. Allerdings gibt es gerade unter den deutschen GärtnerInnen auch einige, die kaum daran teilnehmen.

Aber ich weiß nicht, weil es gibt immer dieses Tabu. Die türkische Familie und so, man hat immer das Gefühl, vielleicht werde ich nicht akzeptiert. (Ana)

Nicht so gut fühlen, wenn viele Leute herum, aber kennen uns nicht so ganz. Nur so eine Gefühl. Das heißt viele Leute laufen um uns, aber nicht soviel Gelegenheit die kennen zu lernen. Viele mehr kennen lernen besser. (Nga)

Die Kontakt-Karten

Mit Hilfe der Kontakt-Karten konnte der Kontakt der Frauen systematisch dargestellt werden. Dies soll am Beispiel von vier Frauen und ihren Karten gezeigt werden.

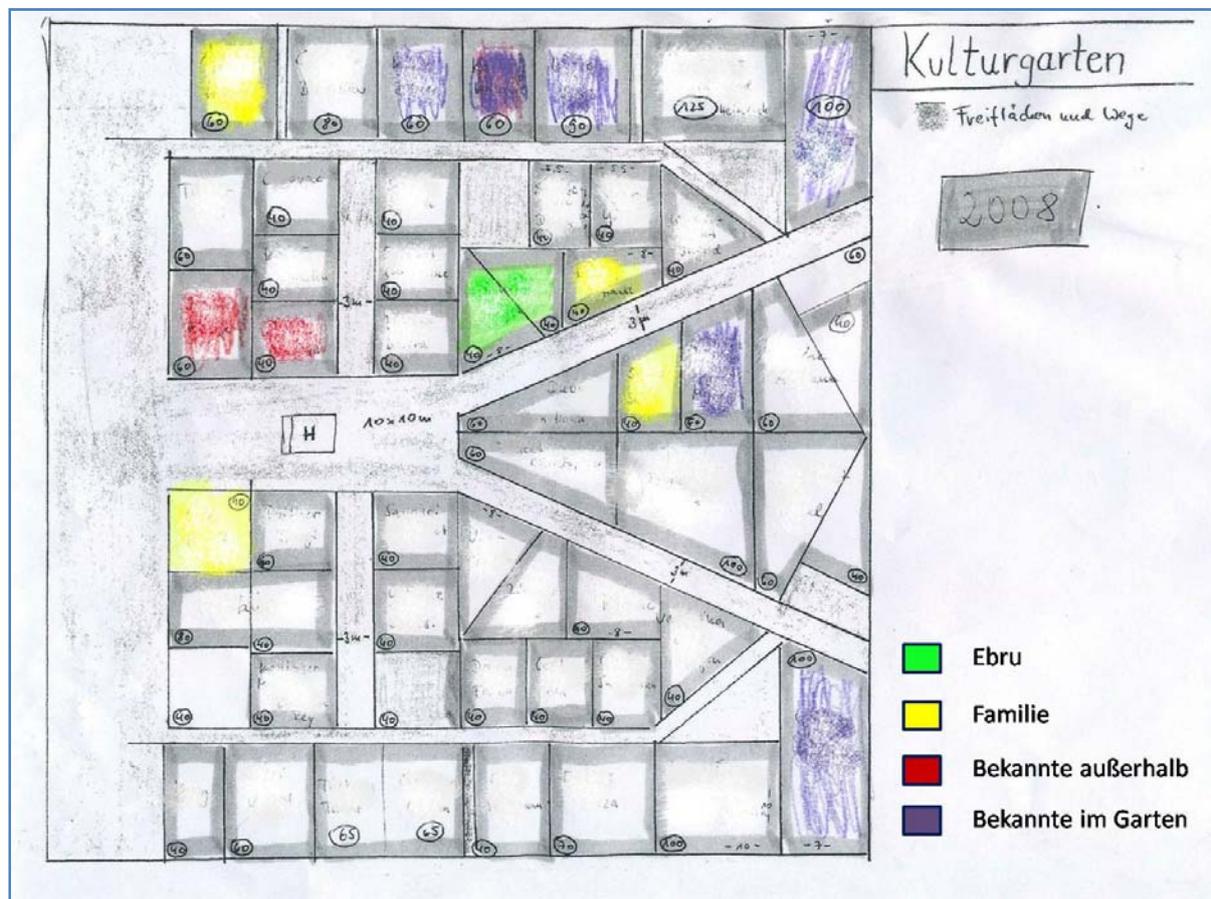


Abbildung 19: Kontakt-Karte von Ebru
Quelle: Zeichnung erstellt von Ebru auf Grundlage eines Plans

Ebru kennt vergleichsweise viele Leute im Garten, ein guter Teil davon gehört allerdings zu ihrer Familie oder sind Bekannte, die sie nicht erst im Garten kennengelernt hat. Es fällt auf, dass nur eine ihrer Bekanntschaften im Garten keinen türkischen Migrationshintergrund hat.

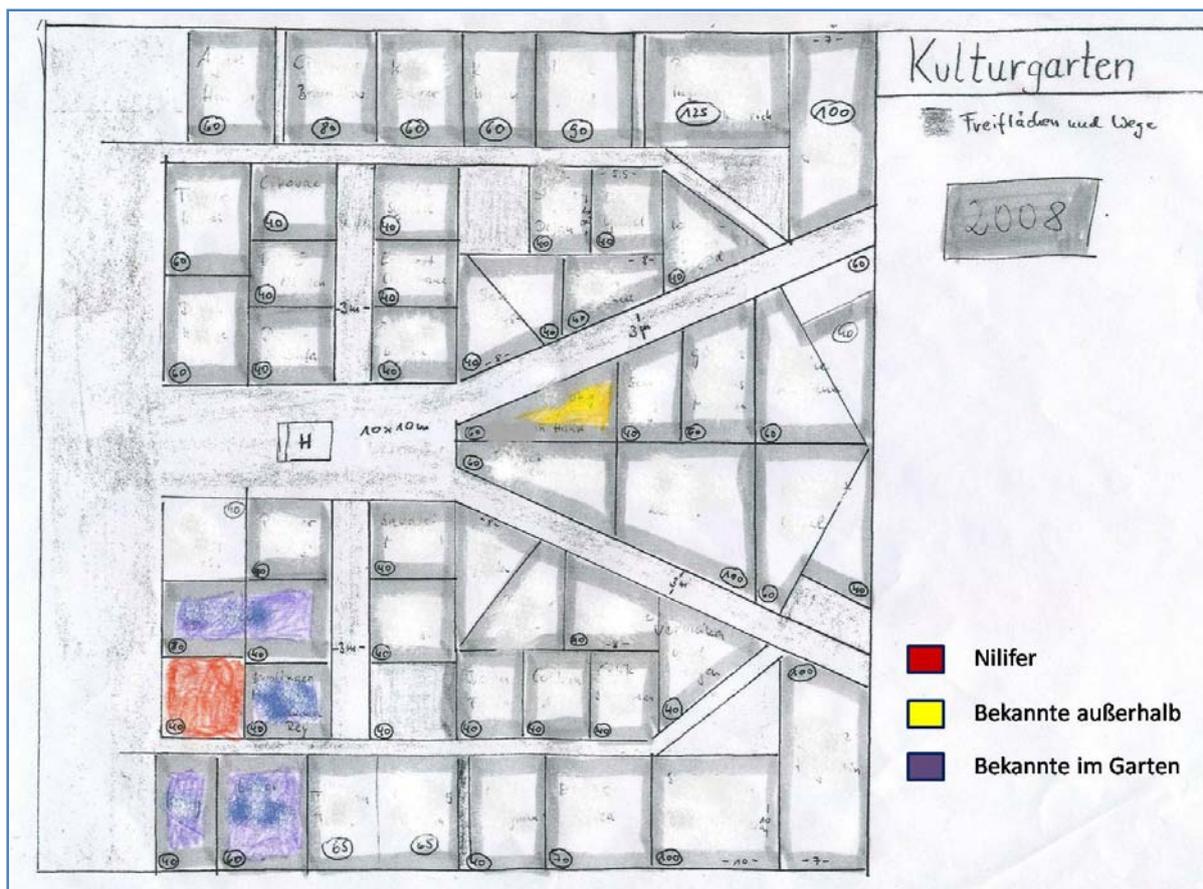


Abbildung 20: Kontakt-Karte von Nilifer
 Quelle: Zeichnung von Nilifer auf Grundlage eines Plans

Nilifer ist erst in diesem Frühling zum Projekt dazu gestoßen. Sie hat im Garten weder Familienmitglieder noch sonstige Bekannte, bis auf eine eher flüchtige Bekanntschaft. Ihr Beispiel zeigt deutlich, wie sich der Kontakt zu den Beetnachbarn schnell und unkompliziert aufbauen lässt, wobei ihre Türkischkenntnisse den Kontakt teilweise erst möglich gemacht haben dürften.

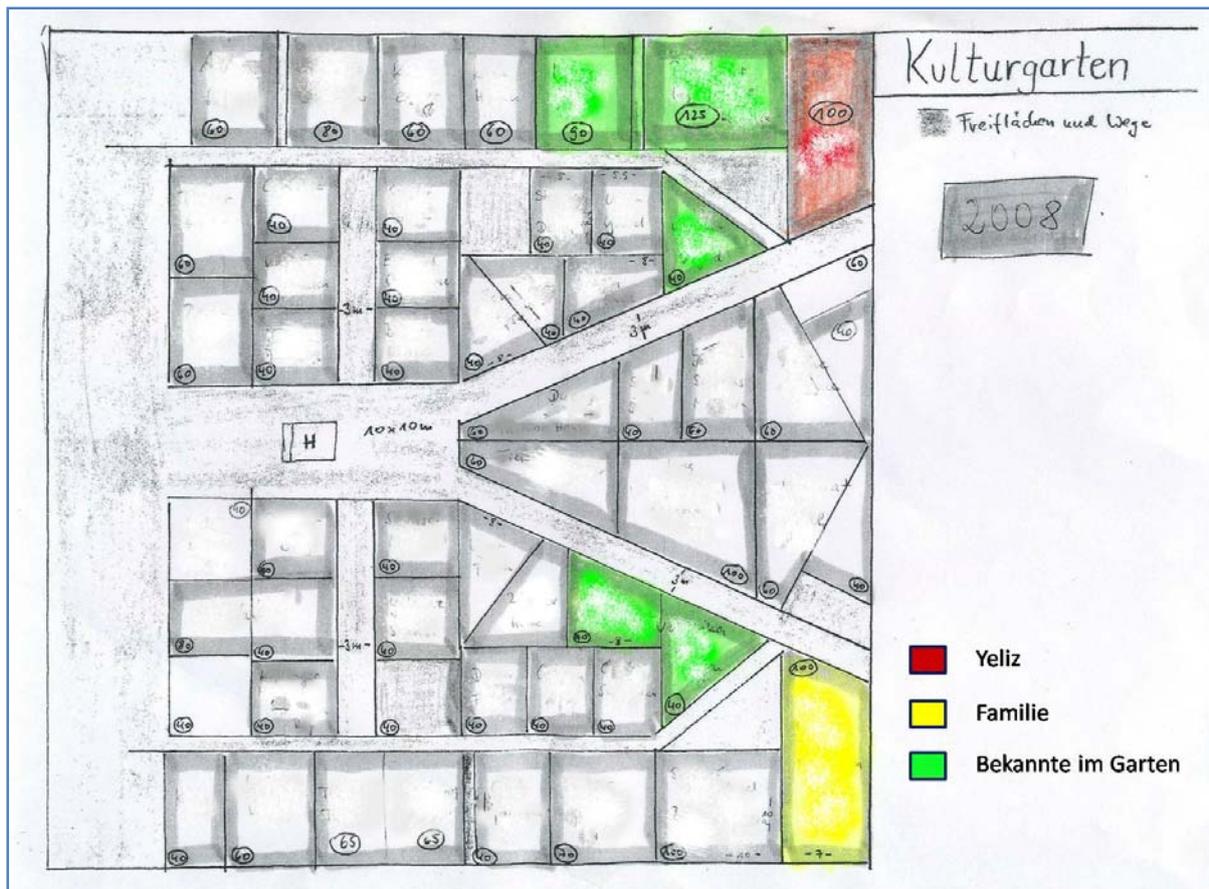


Abbildung 21: Kontakt-Karte von Yeliz
Quelle: Zeichnung von Yeliz auf Grundlage eines Plans

Yeliz ist nach wie vor nur mit wenigen GärtnerInnen bekannt, obwohl dies bereits ihr zweites Jahr ist. Allerdings hat sie auch kein Interesse an Kontakt. Sie kommt meist nur kurz am Abend, arbeitet dann und ist schnell wieder gegangen.

„Ich will mein Kopfhörer haben. Ich will niemand so viel sehen.“ (Yeliz)

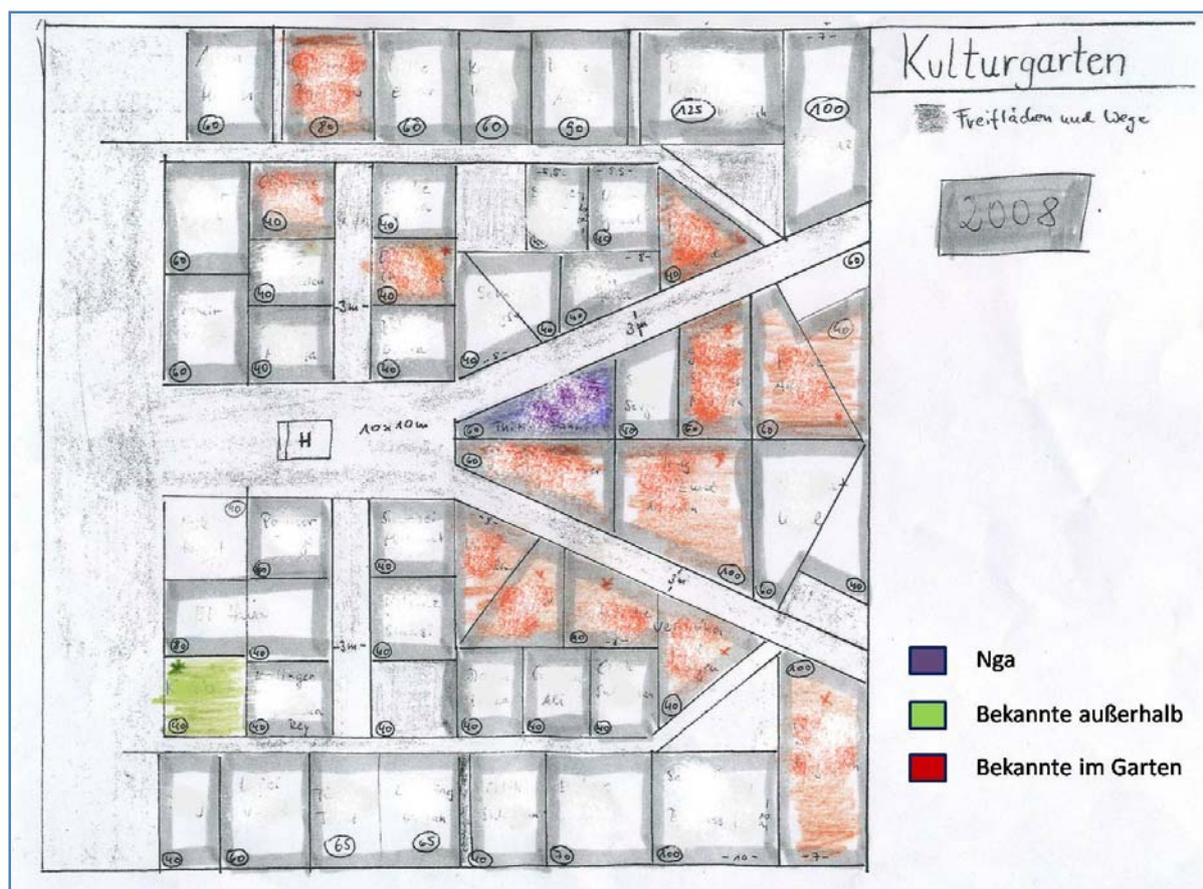


Abbildung 22: Kontakt-Karte von Nga
 Quelle: Zeichnung von Nga auf Grundlage eines Plans

Nga kennt nur ein Ehepaar von außerhalb, alle anderen Personen hat sie erst im Garten kennengelernt. Neue Kontakte zu knüpfen war für sie unter anderem einer der Gründe ein Beet zu mieten. Ihre Kontakte sind ein deutlich gemischteres Publikum. Sie kennt vor allem die Leute, die selbst zu keiner der Grüppchen im Garten gehören.

Fazit

Der Eindruck der Gärtnerinnen deckt sich in vieler Hinsicht mit meinen Beobachtungen. Der Umgang im Garten ist sehr nett und freundlich. Es bieten sich viele Anknüpfungspunkte, um Kontakt aufzubauen. Ein großes Plus des Gartens ist, dass er tatsächlich die Möglichkeit eines Kontakts zwischen Menschen schafft, die sich sonst kaum kennen lernen würden. Natürlich besteht ein Großteil des Kontakts auf relativ kurzen Begegnungen, aber immer wieder ergeben sich auch interessante und auch tiefergehende Gespräche. Trotzdem zeigen gerade die Kontakt-Karten, dass der Kontakt untereinander doch relativ gering ist. Es ist klar, dass es sich insgesamt um eine große Gruppe handelt, in der kaum jeder jeden kennen kann, zumal die GärtnerInnen auch zu unterschiedlichen Zeiten kommen. Selbst als Forscherin mit

der Zielabsicht, Kontakte herzustellen, ist es mir nicht gelungen in einem halben Jahr mit allen Leuten mehr als ein „Hallo“ auszutauschen. Man lernt sich im Garten eben nicht wie von selbst kennen, sondern es ist Eigeninitiative gefragt, vor allem bei den GärtnerInnen, deren Parzellen etwas weiter entfernt sind. Die Aussagen der Gärtnerinnen ergeben aber auch, dass einige der Familien mit türkischem Migrationshintergrund als sehr verschlossen wahrgenommen werden. Das löst bei einigen Frauen Unsicherheit und Unbehagen aus. Sie haben das Gefühl, dass die Frauen dieser Familien ohnehin lieber unter sich bleiben oder beschreiben Befürchtungen von diesen nicht akzeptiert zu werden. Gerade an dieser Stelle halte ich es für unabdingbar zu versuchen, den Kontakt unter den GärtnerInnen zu verstärken, denn nur so können solche Annahmen überprüft und eventuell revidiert werden. In diesem Zusammenhang scheint es auch wichtig, keine Gruppe eines kulturellen Hintergrundes zu groß werden zu lassen, um zu gewährleisten, dass sich alle GärtnerInnen gleichermaßen wohl fühlen.

4.3.5.3 Das Engagement im Garten

Bis auf ein gemeinschaftliches Fest zum Saisonauftakt und zum Saisonende finden wenig gemeinschaftliche Ereignisse im Garten statt. Es gab bisher zum Beispiel keine regelmäßigen Treffen, um das gemeinsame Leben im Garten zu organisieren, wie sie in anderen Interkulturellen Gärten regelmäßig abgehalten werden. So ist im Garten zwar häufig ein reges Treiben zu beobachten, aber kaum gemeinschaftliches Handeln. Das Engagement und die Initiative, die über die eigene Parzelle hinausgehen, sind relativ gering. Am Anfang der Saison säuberten zwar zwei Frauen von sich aus das Gerätehäuschen, aber die beiden Müllsäcke vom Auftaktfest im Mai liegen auch Mitte September noch da. Auch Projekte, wie ein gemeinsamer Kompost werden vorsichtshalber lieber nicht angegangen, denn darin steckt Konfliktpotenzial. Gerade weil der Garten für diese Frauen eine so große Bedeutung hat, scheinen sie nicht das Risiko eingehen zu wollen, den Frieden zu stören. GärtnerInnen, die in der Vergangenheit versucht haben, etwas auf die Beine zu stellen, sind etwas frustriert, denn zum Grillen haben alle Zeit, aber um bei einer Aufräumaktion mitzuhelfen, findet sich kaum jemand.

„Ich muss sagen, dass wir können nix zusammen unternehmen. Wenn man kommt, dann sagt man von dem und dem „ach ja, morgen“. Is nix so, „ok, pack ma das“. Gibt's so was nix. Ich habe vorheriges Jahr selber die Leute... bis ich bin in Garten

gekommen, keine Mensch hat etwas unternommen. (...) dann hab ich Leute organisiert und dann ham die angefangen zum arbeiten. So selbstbewusst zu sagen, „pack ma, mach ma, das tut uns gut“. Nein, gibt’s so was nicht und das is bisserl schwierig. Jeder geht auf seine Ecke und auch zum Beispiel, wenn wir organisieren Sommerfest, alle Leute sind nix da.“ (Natalia)

Natalia findet es schade, dass die meisten nur zu ihrer Parzelle kommen und sich sonst nur wenig einbringen. Dementsprechend ist sie wenig motiviert, sich weiterhin in einer organisatorischen Rolle zu engagieren.

„Aber, wenn keiner hat Zeit, keiner hat Interesse, ich werde mich auch nicht nach vorne irgendwie... Hab ich keine mehr Bock. Wenn jemand kommt und sagt „komm, da gibt’s was und kann man schon das und das machen“, mach ich ganz gern, aber wenn so dann keine Lust.“ (Natalia)

Skeptisch steht Natalia auch Unternehmungen mit den anderen Frauen im Garten gegenüber. Abgesehen davon, dass sie selbst nicht sicher ist, ob sie dafür Zeit findet, glaubt sie nicht, dass die Gärtnerinnen mit türkischem Migrationshintergrund zu gewinnen wären.

„Und wie ich sage, 80% ist türkische Frauen und da is bisserl was anderes Gebiet. Weil die beten zwischendurch, weißt du oder so. Ich weiß es nix. Das muss man schauen.“ (Natalia)

Auch Nihan und Yeliz sind wenig interessiert. Ihr Terminkalender ist mit ihren familiären Verpflichtungen so ausgefüllt, dass sie im Garten gern einfach ihre Ruhe haben wollen. Sie scheuen sich, weitere Verpflichtungen aufzunehmen. Gleichzeitig ist gerade Nihan ein sehr aktives Gartenmitglied, deren Kontakt-Karte bei weitem die meisten Kontakte verzeichnet, was mit meiner Beobachtung ein stimmiges Bild ergibt. Sie möchte den Kontakt aber unorganisiert belassen.

„Ich gehe Garten, um meine Ruhe zu haben. Ich habe genug um mir herum. Zu vieles zu denken und ich gehe in den Garten rein, nur mit Erde, mit dem Grünzeug, mit den Pflanzen, Petersilie, bisschen Bohnen lieb haben. Und bisschen Ruhe kommen im Kopf und dann zurück. Es gibt auch Leute, die Kontakt haben wollen. Von mir aus, können sie gerne machen. Aber meine Ansicht will ich, doch ab und zu möchte ich schon, was Neues und hallo, aber nicht immer.“ (Nihan)

Hamida findet die Idee grundsätzlich gut, aber auch sie befürchtet, dass sie für zusätzliche Aktivitäten keine Zeit findet.

„Wär schon schwierig für mich. Jedes Mal hab ich immer was. Sonst hab ich gerne immer Freunde.“ (Hamida)

Die anderen Frauen äußern sich alle positiv und bringen häufig von selbst Vorschläge. Das immer wieder ein relativ simples Treffen zum Kaffee- und Teetrinken vorgeschlagen wird, ist natürlich kaum überraschend, denn es entspricht sehr genau dem, was die meisten der hier befragten Frauen auch mit ihren Freundinnen unternehmen.

„Toll, so was find ich immer gut. Also, ich bin mehr so halt, dass man weggeht oder Kaffee zusammen oder irgendwas macht. Also, ich bin schon bereit, wenn man da mit andere Frauen. Wenn die dann auch verstanden sind, dass man da irgendwas macht. Bin ich dabei.“ (Ebru)

Ana schlägt vor sich einmal im Monat zu treffen. Sie betont besonders, dass dabei kein Thema vorgegeben werden sollte.

„Einmal im Monat wäre ok, weil jede hat so viel zu tun. Das müsste nicht alle Frauen auf einmal sein, aber das man „aha, wir habe jetzt Treff“ und das denke ich wäre schon was Positives. (...) Was Frauen gerne machen: reden. Frei reden, man braucht kein bestimmtes, kommt immer Gespräch.“ (Ana)

Hala schlägt einen Ausflug zum Beispiel in die Berge vor. Ein paar der Frauen berichteten an verschiedenen Stellen sehr enthusiastisch von ihren Betriebsausflügen nach Salzburg oder Landsberg. Natalia schlägt trotz ihrer Skepsis einen Kochkurs vor.

„Zum Beispiel, ich weiß nicht, irgendwie Berge. Oder, ich weiß nicht, fällt mir nicht ein, aber ... (...) oder zum Tee trinken oder so was.“ (Hala)

„Vielleicht kommt etwas, was mir wird gut gefallen. Bestimmt auch der Kochkurs hätt ich ganz gern gegangen mit den Frauen unternommen, aber sonst, ich weiß es nix. Vielleicht könnte man was mieten oder bei jeder Frau, jedes Mal wo anders und später zusammen sitzen, Tee trinken.“ (Natalia)

Fazit

Bisher ist das Engagement für den Garten relativ gering, was teilweise unter den Frauen für Frustration und Rückzug sorgt. Trotzdem zeigen sich nur ein paar Frauen gegenüber gemeinsamen Aktivitäten skeptisch, eine Mehrheit äußert sich sehr positiv und spricht sich für ein Frauentreffen zum Kaffee- und Teetrinken aus. Es ist klar, dass so eine Interessensbekundung unverbindlich ist und noch keine Rückschlüsse auf eine tatsächliche Teilnahme zulassen. Es zeigte sich aber im Nachhinein, dass die Frauen schon allein durch die Fragen zu möglichen Aktivitäten im Garten in solche eingebunden wurden.

4.4 Skizzierung von Typen

Für die Frauen des Gartens ergibt sich Handlungsbedarf in Bezug auf ihre Netzwerke. Drei Typen lassen sich identifizieren:

Ana fehlt ein soziales Netz. Sie hat in Deutschland nur wenige enge Kontakte; sie ist besonders bedürftig.

Nga dagegen ist in ein großes transnationales Netzwerk eingebunden. Ihr Netzwerk umfasst Vietnamesen in der ganzen Welt, aber gleichzeitig fühlt sie sich auf der lokalen Ebene wenig eingebunden und wünscht sich mehr Kontakte, vor allem mit Menschen anderer kultureller Hintergründe.

Eine dritte Gruppe verfügt über ein enges soziales Netz, wobei dies bei einem Teil der Befragten sehr groß ist, weil sie über eine große Verwandtschaft in München verfügen, während es sich für einen anderen Teil aus ein paar befreundeten Familien zusammensetzt. Auch das soziale Leben dieser Gruppe findet im transnationalen sozialen Raum (Geldkreis, Frühstück) statt, das in diesem Fall aber im Lokalen verankert ist. Hier stellt sich der Kontaktbedarf etwas anders dar, denn die Frauen sind in München eng in ein soziales Netzwerk eingebunden. Ihr soziales Leben ist teilweise in deutlich Geschlechter differenzierten Handlungsräumen organisiert und einige der Frauen verfügen über ausgeprägte weibliche Netzwerke. Es sieht also so aus, als hätte sie keinen Bedarf an erweiterten Netzwerken, denn sie sind eingebunden. Es sind aber homogen Netze, die den Zugriff auf differenziertes soziales Kapital blockieren und den Blick nach außen verstellen können. Hier sehe ich einen deutlichen Bedarf der Frauen an heterogenen Netzwerken, denn dies würde ihnen Einblicke in andere Lebenswelten und auf andere Sichtweisen eröffnen. Im Hinblick auf die Rollenverteilung in ihrer Beziehung könnten sich beispielsweise für die Frauen neue Wege auftun, denn momentan kämpfen einige gegen die Annahme, ihrer Männer, der Haushalt sei allein Frauen-Sache, obwohl auch sie arbeiten. Aber auch in vielen anderen Bereichen, wenn es darum geht sich neue Handlungsspielräume zu eröffnen, ist der Diskurs mit anderen Frauen von großer Bedeutung, denn das Wissen um seine Möglichkeiten macht es erst denkbar, neue Wege einzuschlagen. Daraus ergibt sich ein emanzipierender Effekt.

Während die beiden ersten Gruppen leicht für ein Projekt gewonnen werden können, weil sie sich auf neue Kontakte freuen, verspürt die Gruppe der Frauen mit türkischem Migrationshintergrund kein Defizit. Demzufolge ist es schwieriger, sie für ein Projekt zu begeistern. Genau darin liegt die Herausforderung bei der Planung von Konzepten für den Kulturgarten.

5 Der Kulturgarten zwischen Theorie und Praxis

5.1 Konzeptionelle Überlegungen

Der Kulturgarten ist an einem wichtigen Punkt angelangt. Die Anfangsphase ist vorbei, die Parzellen sind vergeben. Es gibt keine schwerwiegenden Probleme innerhalb der Gruppe, wie das aus anderen interkulturellen Gärten gelegentlich berichtet wird. Die GärtnerInnen kommen gerne und die Stimmung ist – abgesehen von kleinen Unstimmigkeiten, die bei einem Projekt mit vielen Beteiligten normal sind – gut. Trotzdem müssen die Beteiligten sich fragen, welche Entwicklung sie für die Zukunft des Gartens anstreben und was sie wollen. Eine Möglichkeit ist, den Status quo des Gartens beizubehalten und das Projekt weiterhin mit relativ geringem organisatorischem Aufwand - bei einem sehr ansehnlichen Ergebnis – laufen zu lassen. Dies ist sicher der bequemste und einfachste Weg und entspricht wahrscheinlich in vieler Hinsicht am ehesten dem Wunsch vieler GärtnerInnen. Meines Erachtens würde dies allerdings das Integrations-Potenzial, das in diesem Projekt steckt, nicht ausschöpfen.

Wenn der Kulturgarten sich auch in Zukunft als interkultureller Garten verstehen möchte und sich dies auf die Fahnen schreibt, um damit unter anderem auch Projektgelder zu gewinnen, dann halte ich es für sinnvoll, einige Aspekte anders zu gestalten.

Eine Maßnahme sollte in Zukunft die Vergabe der Parzellen neu regeln. Da der Garten bisher nicht voll besetzt war, wurden die Beete einfach an die Interessenten vergeben. Meiner Ansicht nach sollten die Beete in Zukunft vorzugsweise an Menschen mit kulturellem Hintergrund vergeben werden, die bisher noch nicht oder nur wenig im Garten vertreten sind. Neuen Familien, die noch keine Verwandten im Garten haben, sollte der Vortritt gewährt werden, um möglichst vielen unterschiedlichen Menschen den Zugang zum Garten zu ermöglichen, zumal Beteiligte, ihre Familienmitglieder jederzeit mitbringen können. Gerade solche Einschränkungen würden bei vielen GärtnerInnen sicher auf wenig Verständnis stoßen und es ist ja auch ein allzu verständlicher Wunsch seine Liebsten zu sich

in den Garten zu holen. Aber die starke Dominanz einer Gruppe, in diesem Fall der GärtnerInnen mit türkischem Migrationshintergrund, wirkt sich auf die Dynamik und Stimmung im Garten aus und trägt auch dazu bei, dass sich andere unwohl fühlen. Der Dominanz einer Gruppe sollte deshalb bewusst entgegengewirkt werden, indem man sich nicht darauf verlässt, dass die Menschen vom Hörensagen auf den Garten aufmerksam werden. Denn dies würde die Dominanz der Gärtner mit türkischem Migrationshintergrund auf Dauer möglicherweise weiter erhöhen. Stattdessen sollte gezielt versucht werden verschiedene Migrantengruppen anzusprechen, damit die Parzellen, die aufgegeben werden, nicht nur über Beziehungen innerhalb der GärtnerInnengruppe weitergegeben werden, denn sonst hat man bald eine geschlossene Gesellschaft und das Gegenteil von gelungener Integration ist das Ergebnis (vgl. S. 17).

Um eine Regelung zur Vergabe der Parzellen gegenüber den GärtnerInnen zu begründen, halte ich es für notwendig den GärtnerInnen das Konzept der interkulturellen Gärten zu vermitteln. Das geschieht bisher nur in sehr geringem Umfang. Damit verbunden müssten Ziele ausgearbeitet werden, die das gemeinsame Gärtnern ideell unterlegen und die in einer Art Vertrag festgelegt werden. Sowohl ein „Nationalitätenschlüssel“ zur Vergabe der Beete, wie auch die GärtnerInnen auf gemeinsame Prinzipien und Ziele zu verpflichten, ist gelebte Praxis in vielen Interkulturellen Gärten. Da solche gemeinsamen Ziele bisher nicht existieren, müssten sie mit den GärtnerInnen gemeinsam ausgearbeitet werden, was zweifelsohne ein schwieriges Unterfangen darstellen dürfte. Vermutlich würde die Arbeit an einer gemeinsamen „Verfassung“ die Gruppe aber auch stärken und der Garten eher als gemeinsame Aufgabe begriffen werden.

Eine solche gelebte Philosophie wird auch wichtig sein, wenn die Leitung des Gartens in der Zukunft an die GärtnerInnen übergeben werden soll, wie dies in anderen interkulturellen Gärten geschieht. Sonst sehe ich die Gefahr, dass sich der interkulturelle Garten in die türkische Variante eines deutschen Schrebergartens verwandelt.

Wenn sich die Gelegenheit bietet, sollten außerdem die Gemeinschaftsflächen vergrößert werden. Denn die großen Parzellen ermöglichen, wenig Kontakt zu den anderen GärtnerInnen aufzunehmen. Momentan bleibt außerdem kaum Platz für die Kinder zum Spielen und auch für Feste sind vor allem zusammenhängende Flächen gefragt. Es wird vielleicht auch notwendig sein die Beteiligung an Gemeinschaftsarbeiten stärker zu fordern, allerdings ist dafür ein stärkeres organisatorisches Auftreten der Gartenleitung gefordert. Da

der Garten groß ist, ist die Selbstorganisation unter den GärtnerInnen schwierig, denn die Zuständigkeit wird im Zweifelsfall gerne anderen überlassen. Besonders in diesem Punkt sollte keine zu hohen Forderungen und Erwartungen gestellt werden. Kleinere Aktivitäten zu organisieren, die eine Verbindung aus Arbeit und Vergnügen darstellen, könnten hilfreich sein.

Die Untersuchungen zu dieser Arbeit legen nahe, dass es wichtig ist den Kontakt unter den GärtnerInnen zu verstärken. Einen Fokus auf die Frauen zu legen, erscheint dabei überaus sinnvoll, denn sie sind bisher auch in der Organisation des Gartens kaum vertreten. Nur zwei der neun Personen, die im Vorsitz, im Gartenbeirat und als Gartensprecher tätig sind, sind Frauen. Ein Frauentreff scheint eine Möglichkeit, den Frauen im Garten eine gemeinsame Stimme zu geben, denn ein Großteil würde es momentan wohl ablehnen, ein Amt zu übernehmen, und ihren Ehemann vorschicken. Wenn dieser Treff erreichen soll, dass die Frauen aktiv werden und sich bei der Planung und Organisation des Gartens beteiligen, dann muss zunächst vermittelt werden, dass sie die Akteurinnen sind und dass es auf ihr Engagement und ihre Teilnahme ankommt. So scheint es in einem ersten Schritt wichtig, die Vorschläge der Frauen zu erfragen und möglichst aufzugreifen.

Ein Wunsch der Frauen zeigte sich sehr einhellig, es wurde immer wieder ein Kaffee- oder Teetrinken vorgeschlagen. Auch Gespräche mit Anja Edelhäuser, die bis vor kurzem im Vorsitz des interkulturellen Gartens am Waisenhaus beteiligt war, und Mahbuba Masqsoodi, die dem Verein der afghanischen Frauen in München vorsteht, legen nahe, dass es zunächst sinnvoll ist, einen Rahmen anzubieten, der es erlaubt, sich besser kennen zu lernen und ungezwungen in Kontakt zu treten. Aus den Erfahrungen der beiden Expertinnen schöpfend wurde darauf verzichtet, die Frauentreffen mit bestimmten Themen zu belegen. Allerdings sollte dies der nächste Schritt sein, dass die Frauen beginnen, gemeinsam zu überlegen, was im Garten weiter passieren könnte. Natürlich ist es hierfür nötig, dass die Bereiche des Erlaubten, aber auch des Möglichen kommuniziert werden. Momentan werden alle planerischen Ansätze von den GärtnerInnen gerne damit abgeblockt, dass dieses und jenes nicht erlaubt sei. Gleichzeitig ist es auch nötig, die GärtnerInnen zu inspirieren und ihnen zu zeigen, was in anderen interkulturellen Gärten geschaffen wurde. Eine Möglichkeit dazu bot die Jahrestagung des Netzwerkes Interkulturellen Gärten, die von der Stiftung Interkultur organisiert wurde und in diesem Jahr in München stattfand. Es nahmen zwar nur wenige GärtnerInnen aus dem Kulturgarten daran teil, die aber alle nach der Tagung hochmotiviert

Neues wagen wollten. Es wäre wichtig, in Zukunft noch mehr GärtnerInnen dazu zu bringen, an solchen Veranstaltungen teilzunehmen.

So wurde auf meinen Anstoß hin in enger Zusammenarbeit mit der Gartensprecherin ein Frauentreff initiiert. Seit Mitte Juni findet alle zwei Wochen am Sonntag ein Treffen der Frauen im Garten statt. Dieses Treffen wurde von den Gärtnerinnen recht gut angenommen. Es finden sich fast jedes Mal um die acht Frauen ein. Die Frauen bringen Kaffee, Tee und Kuchen mit. Kochrezepte, Fitness- oder Diättipps werden ausgetauscht. Aber es ergeben sich auch Diskussionen über die Pille oder ob verheiratete Kinder mit ihren Ehepartnern auch weiterhin bei den Eltern wohnen sollten - manchmal zeigt auch das junge Ehepaar keine Ambition auszuziehen. Die Zusammensetzung der Gruppe ist bei jedem Treffen etwas unterschiedlich, wobei sich bereits ein paar Frauen als Stammgruppe herauskristallisiert haben. Es ist zwar klar, dass - zumindest bisher - auch dieser Frauentreff bei weitem nicht alle Frauen im Garten erreicht. Aber es bleibt zu hoffen, dass über die Teilnahme der leichter zugänglichen Frauen, die zum Teil auch mit den deutlich zurückgezogeneren Frauen in Kontakt stehen, auch deren Interesse geweckt werden kann. Das Frauentreffen hatte sogar zur Folge, dass auch die Ehemänner sich an einem anderen Tisch zusammenfinden. Dieser Frauentreff sollte als erster Schritt verstanden werden, auf den sich aufbauen lässt. Einige weitere niedrigschwellige Projektvorschläge werden im nächsten Kapitel vorgestellt.



Abbildung 23: Einladung zum Frauentreff
Quelle: eigene Darstellung



Abbildung 24: Frauentreffen am 17.08.08 im Kulturgarten
Quelle: eigenes Foto



Abbildung 25: Männerrunde am 17.08.08 im Kulturgarten
Quelle: eigenes Foto

5.2 Projektvorschläge

Es ließe sich eine lange Liste mit Aktivitäten und Projekten zusammenstellen, die sich in einem interkulturellen Garten anbieten oder in anderen Gärten verwirklicht wurden. Im Folgenden möchte ich aus diesem Ideen-Pool passende Vorschläge für den Kulturgarten hadern entwickeln, die dessen humanen und finanziellen Ressourcen berücksichtigen. Die Vorschläge der befragten Gärtnerinnen wurden hier ebenso miteinbezogen, wie Ideen, die auf der Netzwerktagung der Interkulturellen Gärten vorgestellt wurden. Auch die Gespräche mit den verschiedenen Experten, die im Rahmen dieser Arbeit geführt wurden, waren wichtig. Im derzeitigen Stadium würden größere Projekte viele GärtnerInnen abschrecken und von vornherein ablehnen lassen. Es scheint daher angezeigt, zunächst mit kleinen gemeinschaftlichen Aktionen zu beginnen.

Eine dieser Möglichkeiten wären Tagesausflüge in Richtung Berge. Dadurch würden sich für einige Frauen neue Räume eröffnen, denn viele verlassen die Stadt nur selten. Ein Ausflug könnte allerdings auch in einen der anderen interkulturellen Gärten in München führen. Die Frauen würden erfahren, was in anderen Gärten passiert und es könnten sich wichtige Impulse für den Kulturgarten ergeben.

Themen, die die Frauen im Garten immer wieder beschäftigen, sind neben ihren Kindern und Gartenbau, auch das Thema Gesundheit, gesunde Ernährung und eng damit verbunden Abnehmen und Fitness. Ein Großteil der Frauen im Garten ist deutlich übergewichtig. Es bietet sich an, eine kleine Vortragsreihe zu organisieren, die zum Beispiel das Thema gesunde Ernährung aufgreift. Die Themenwahl könnte im Frauentreff zusammen mit den Frauen erarbeitet werden. Für Vorträge zu den verschiedenen gesundheitlichen Themen ist die mobile Gesundheitsberatung für Migrantinnen und ihre Familien „Donna Mobile“ ein Ansprechpartner. „Donna Mobile“ bietet Vorträge unter anderem in Türkisch oder zweisprachig. Das wäre im Fall der Gärtnerinnen als Publikum wichtig. Die Stadtteilbibliothek am Haderner Stern ist ein Veranstaltungsort, der sich dafür anbietet, da die Räumlichkeiten in der Vergangenheit bereits vom Kulturgarten genutzt wurden und so die Hemmschwelle zu kommen nicht zu hoch sein dürfte. Es wäre natürlich schön so eine Vortragsreihe direkt im Garten zu veranstalten. Dies ist allerdings wegen des Wetters unsichere Angelegenheit.

An das Thema Fitness anschließend wäre es auch ein Versuch wert eine Nordic Walking-Gruppe oder ähnliches zu initiieren. Im Interview erzählten verschiedene Frauen, dass sie gelegentlich mit ihren Nachbarinnen oder Freundinnen etwas Sport treiben. Viel zu häufig verlaufen die guten Vorsätze allerdings im Sande. Da hinter dem Kulturgarten der Wald anfängt, sind hier ideale Bedingungen, um sich gemeinsam zum Sport zu treffen.

Auch ein Erntedankfest, zu dem auch die Öffentlichkeit eingeladen wird, könnte die Gemeinschaft - und besonders die der Frauen – stärken. Ein Tag der offenen Tür wäre auch eine denkbare Variante. Hier ließen sich zwei Aspekte verknüpfen, einmal würde der Garten an Bekanntheit gewinnen und es würden Kontakte zur Nachbarschaft geknüpft, die auch für die Akzeptanz des Projekts unerlässlich sind. Zum zweiten würde dies eine intensive Organisation im Voraus erfordern. Ein gemeinsames Ziel oder Projekt birgt großes Potenzial eine Gruppe enger zusammenzubringen. Es wäre sogar vorstellbar, zu so einem Fest einen kleinen Markt zu veranstalten, auf dem gemeinsam hergestellte Produkte wie eingelegte Bohnen, Kräutertees oder auch selbst gemachte Seifen verkauft werden. In einem ähnlichen Ansatz wurde auch schon überlegt, die Idee des Interkulturellen Gartens in Neuperlach aufzugreifen und einen Kalender mit Bildern aus dem Kulturgarten gemeinsam zu gestalten. Dies wäre eine schöne Idee, die auch gut im Winter verwirklicht werden könnte.

Die Kinder liegen allen Frauen sehr am Herzen. Bisher langweilen sich gerade die größeren Kinder. Es gibt nicht genügend Platz, um Fußball zu spielen und in den Wald dürfen sie

alleine nicht gehen. Wenn die Kinder sich weigern, in den Garten zu kommen oder sich konstant über Langweile beklagen, haben auch die Mütter wenig Freude und bleiben nur kurz. Deshalb muss etwas für sie getan werden, auch um den Nachwuchs zu fördern und in die Gartengemeinschaft zu integrieren. Es soll demnächst ein kleines Lagerfeuer veranstaltet werden, ein Vorschlag der von den Kindern mit großer Freude aufgenommen wurde. Ein weiterer Schritt könnte darin bestehen, dass die GärtnerInnen gemeinsam mit den Kindern aus dem Gemüse im Garten eine Suppe herstellen. Mit so einem Projekt haben die interkulturellen GärtnerInnen in Marburg sehr gute Erfahrungen gemacht. Es drängt sich gerade zu auf, mit den Kindern den Wald hinter dem Garten zu erkunden. In nur kurzer Entfernung finden sich große Wiesen, die Platz für Spiele bieten, bei denen die Kinder sich bewegen können, die aber auch Inhalte vermitteln, wie zum Beispiel die Funktionsweise der Nahrungskette. Auch für Spiele, die Teamfähigkeit und die Kommunikationsfähigkeiten üben, würde sich der Raum gut eignen. Die Chancen ungenutzt zu lassen, Kinder mit Migrationshintergrund zu erreichen, wäre eine gesellschaftspolitische Dummheit.

6 Fazit

Abschließend soll der Bedarf für ein integratives Frauenprojekt im Kulturgarten Hadern festgestellt und begründet werden. Wenn der Kulturgarten nicht nur ein Gärtnerprojekt, sondern ein Integrationsprojekt sein möchte, dann muss in Zukunft Projektarbeit stattfinden. Denn der Kontakt unter den GärtnerInnen ist momentan relativ gering und stark auf ihre jeweilige Gruppe im Garten beschränkt. Dies hat zur Folge, dass andere Gärtnerinnen, die zu keiner dieser Gruppen gehören, die Gruppen als dominant empfinden und sich dadurch außen vorgelassen fühlen. Zeichen gelungener Integration ist es aber, dass die ethnische Homogenität der Netzwerke sinkt und eine Öffnung zugunsten heterogener Kontakte stattfindet. Die Teilhabe aller sollte im interkulturellen Garten beständiges Ziel sein, das ist das Konzept. Dieses muss aber auf den Bedarf der Frauen zugeschnitten sein. Es gilt, bestehende oder fehlende soziale Netze, die Handlungsräume und das individuelle Rollenverständnis als komplexes Zusammenspiel zu begreifen und zu berücksichtigen. Es geht darum, möglichst viele Gärtnerinnen in einen Diskurs einzubinden. Das bedeutet aber, dass Aktivitäten oder ein Projekt auch für die deutschen Frauen im Garten interessant sein sollten. Die Aktivitäten sollten besonders an den Interessen und Bedürfnissen der Frauen mit Migrationshintergrund ansetzen, aber gleichzeitig immer die Interaktion aller GärtnerInnen

zum Ziel haben. Hier liegt das Potenzial zu einem Austausch, von dem alle profitieren können. Ich persönlich habe die vielen Gespräche mit den Frauen, die ich in den vergangenen Monaten geführt habe als große Bereicherung meines Lebens empfunden. Eine Erfahrung, die ich auf keinen Fall missen möchte.

Literaturverzeichnis

Ackermann, A. (1997): Ethnologische Migrationsforschung. Ein Überblick. In: Kea. Zeitung für Kulturwissenschaften. Bd 10, S. 1-28.

Albrecht, S. (2004): Netzwerke als Kapital. In: Ebrecht, J. und Hillebrandt, F. (Hrsg.): Bourdieus Theorie der Praxis. Erklärungskraft, Anwendung, Perspektiven. Wiesbaden, S. 199-224.

Albrow, M. (1998): Auf dem Weg zur globalen Gesellschaft? In: Beck, U. (Hrsg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt am Main, S. 411-434.

Anderson, B. (1983): Imagined Communities: Reflections on the origins and spread of nationalism. London.

Apitzsch, U. (2003): Migrationsbiographien als Orte transnationaler Räume. In: Apitzsch, U. und Jansen, M. (Hrsg.): Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse, S. 65-80.

Appadurai, A. (1998): Globale ethnische Räume. Bemerkungen und Fragen zur Entwicklung einer transnationalen Anthropologie. In: Beck, U. (Hrsg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt am Main, S.11-40.

Arndt, C und **Haidle, I.** (2007): Urbane Gärten in Buenos Aires. Berlin.

Arens, H. (2005): „Writing outside the nation“. Schnittstelle zwischen Interkulturellen Gärten und transnationaler deutschsprachiger Literatur von EinwanderInnen. In: Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit, 3. Online im Internet. URL: <http://www.stiftung-interkultur.de/arens.pdf> (Stand: 24.02.08).

Aufhauser, E. (2000): Migration und Geschlecht: Zur Konstruktion und Rekonstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit in der internationalen Migration. In: Husa, K.; Parnreiter, C. und Stacher, I. (Hrsg.): Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Frankfurt am Main, S. 97-122.

Bähr, J. (2004): Bevölkerungsgeographie. Stuttgart.

Beck, U. (1995): Vom Verschwinden der Solidarität. In: Keupp, H. (Hrsg.): Der Mensch als soziales Wesen. Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert. München, S. 303-308.

Bronfen, E. und **Marius, B.** (1997): Hybride Kulturen. Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. In: Bronfen, E.; Marius, B. u. Steffen, T. (Hrsg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen.

Diefenbach, H. und Nauck, B. (1997): Ein Modell zur Erklärung der Reproduktion von Humankapital in Migrantenfamilien. In: Pries, L. (Hrsg.): Transnationale Migration. Baden Baden, S. 277-291.

Espinosa, K. und Massey, D. (1997): Undocumented Migration and Quantity and Quality of Social Capital. In: Pries, L. (Hrsg.): Transnationale Migration. Baden Baden, S. 141-162.

Faist, T. (1997): Migration und der Transfer sozialen Kapitals oder: Warum gibt es relativ wenige internationale Migranten? In: Pries, L. (Hrsg.): Transnationale Migration. Baden Baden, S. 63-84.

Faist, T. (2000): Grenzen überschreiten. Das Konzept Transstaatlicher Räume und seine Anwendung. In: Faist, T. (Hrsg.): Transstaatliche Räume. Politik, Wirtschaft und Kultur zwischen Deutschland und der Türkei. Bielefeld, S. 9-56.

Flick, U. (1995): Qualitative Forschung. Theorie, Methode und Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek.

Friedrichs, J. und Jagodzinski, W. (1999): Theorien sozialer Integration. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 39, S. 9-43.

Ganter, S. (2003): Soziale Netzwerke und interethnische Distanz. Theoretische und empirische Analysen zum Verhältnis von Deutschen und Ausländern. Wiesbaden.

Girtler, R. (2001): Methoden der Feldforschung. Wien.

Glick Schiller, N.; Basch, L. und Szanton Blanc, C. (1997): From Immigrant to Transmigrant: Theorizing transnational Migration. In: Pries, L. (Hrsg.): Transnationale Migration. Baden Baden, S. 121-140.

Hahn, S. (2000): Wie Frauen in der Migrationsgeschichte verloren gingen. In: Husa, K.; Parnreiter, C. und Stacher, I. (Hrsg.): Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Frankfurt am Main, S. 77-96.

Hamdan F. (2008): Stolpersteine auf dem Weg zur Integration. Podiumsdiskussion zum Thema „Angst der MigrantInnen vor moralischem Verfall, Religion und Tradition“ am 22.04.08.

Haug, S. (2000): Soziales Kapital und Kettenmigration. Italienische Migranten in Deutschland. Opladen.

Holzer, B. (2006): Netzwerke. Bielefeld

Keupp, H. (1995a): Der Mensch als soziales Wesen. Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert. In: Keupp, H. (Hrsg.): Der Mensch als soziales Wesen. Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert. München, S.11-50.

Keupp, H. (1995b): Zerstört Individualisierung die Solidarität? Für eine kommunale Individualität. In: Keupp, H. (Hrsg.): Der Mensch als soziales Wesen. Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert. München, S.331-367.

Klusmann, D. (1986): Soziale Netzwerke und soziale Unterstützung. Eine Übersicht und ein Interviewleitfaden. Dissertation. Universität Hamburg.

Lamnek, S. (2005): Qualitative Sozialforschung. Basel.

Massey, D. (2000): Einwanderungspolitik für ein neues Jahrhundert. In: Husa, K.; Parnreiter, C. und Stacher, I. (Hrsg.): Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Frankfurt am Main, S. 53-76.

Mau, S. (2007): Transnationale Vergesellschaftung. Die Entgrenzung sozialer Lebenswelten. Frankfurt am Main.

Mayr-Kleffel, V. (1991): Frauen und ihre sozialen Netzwerke. Auf der Suche nach einer verlorenen Ressource. Opladen.

Meyer-Renschhausen, E. (1999): Die Gärten der Frauen. Die Wiederkehr der Gärten. In: Bennholdt-Thomsen, V.; Holzer, H. und Müller, C. (Hrsg.): Das Subsistenzhandbuch. Widerstandskulturen in Europa, Asien und Lateinamerika. Wien. S. 120-136. Online im Internet. URL: <http://userpage.fu-berlin.de/%7Egarten/Texte/FrauenGaerten.htm> (Stand: 24.02.08).

Meyrowitz, J. (1998): Das generalisierte Anderswo. In: Beck, U. (Hrsg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt am Main, S.176-191.

Mohr de Collado, M. (2005): Lebensform zwischen „Hier“ und „Dort“. Transnationale Migration und Wandel bei den Garinagu in Guatemala und New York. Aachen.

Müller, C. (2001): Interkulturelle Grenzöffnung, Geschlechterverhältnisse und Eigenversorgungsstrategien: Zur Entfaltung zukunftsfähiger Lebensstile in den internationalen Gärten Göttingen. In: Nebelung, A. ; Pofler, A. und Schultz, I. (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse – Naturverhältnisse. Feministische Auseinandersetzungen und Perspektiven der Umweltsoziologie. Opladen, S. 183-196. Online im Internet. URL: http://www.stiftung-interkultur.de/ik_grenzoeffnungen.pdf (Stand: 04.03.08).

Müller, C. (2002): Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse. München.

Müller, C. (2007): Interkulturelle Gärten. Urbane Orte der Subsistenzproduktion und der Vielfalt. In: Deutsche Zeitschrift der Kommunalwissenschaften: Die „grüne“ Stadt. Urbane Qualitäten durch Freiraumentwicklung, 1/2007, S. 55-67. Online im Internet. URL: <http://www.stiftung-interkultur.de/mueller.urbanesubsistenz.pdf> (Stand: 24.02.08).

Müller, C. und **Werner, K.** (2005): Kultur – Interkultur – Nachhaltigkeit. In: Rehberg, K. (Hrsg.): Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004. Online im Internet. URL: http://www.anstiftung.de/kultur_interkultur.pdf (Stand: 04.03.08).

Müller, C. und **Werner, K.** (2006): Von der Kultur zur Interkultur. Begriffliche Grundlagen der modernen Migrationsgesellschaft. In: Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit, 4. Online im Internet. URL: http://www.stiftung-interkultur.de/cm_kw_kultur_interkultur.pdf (Stand: 24.04.08).

Nederveen Pieterse, J. (1998): Der Melange-Effekt. In: Beck, U. (Hrsg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt am Main, S. 87-124.

Nienaber, U. (1995): Migration – Integration und Biographie. Biographieanalytische Untersuchung auf der Basis narrativer Interviews am Beispiel von Spätaussiedlern aus Polen, Rumänien und der UDSSR. Münster.

Parnreiter, C. (2000): Theorien und Forschungsansätze zu Migration. In: Husa, K.; Parnreiter, C. und Stacher, I. (Hrsg.): Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Frankfurt am Main, S. 25-52.

Peter, S. (2005): Schritte auf dem Weg zum Miteinander in der multikulturellen Gesellschaft. Interkulturelle Gärten. Eine psychologisch-dialogphilosophische Perspektive. Stuttgart.

Pries, L. (1997): Neue Migration im transnationalen Raum. In: Pries, L. (Hrsg.): Transnationale Migration. Baden-Baden.

Pries, L. (1998): Transnationale soziale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderung Mexiko – USA. In: Beck, U. (Hrsg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt am Main, S. 55-86.

Pries, L. (2001): Internationale Migration. Bielefeld.

Reuber, P. und **Pfaffenbach, C.** (2005): Methoden der empirischen Humangeographie. Beobachtung und Befragung. Braunschweig.

Sassen, S. (1991): The global city. New York, London, Tokyo. New Jersey.

Schöttes, M.; Treibel, A. (1997): Frauen-Flucht-Migration. Wandermotive von Frauen und Aufnahmesituationen in Deutschland. In: Pries, L. (Hrsg.): Transnationale Migration. Baden Baden, S. 85-120.

Schütz, A. und Luckmann, T. (2003): Die Lebenswelt als unbefragter Boden der natürlichen Weltanschauung. In: Bolten, J. und Erhardt, C. (Hrsg.): Interkulturelle Kommunikation. Texte und Übungen zum interkulturellen Handeln. Sternfels, S. 43-58.

Stiftung Interkultur (2008): Programm. Interkulturelle Gärten garantieren biografische Kontinuität. Online im Internet. URL: <http://www.stiftung-interkultur.de/aufpro.htm> (Stand: 24.04.08).

Stolleis, F. (2004): Öffentliches Leben in privaten Räumen. Muslimische Frauen in Damaskus. Würzburg.

Werner, K. (2008): Interkulturelle Gärten als Sozialräume der Mikro-Integration. In: Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit, 6. Online im Internet. URL: http://www.stiftung-interkultur.de/werner_mikro.pdf (Stand: 04.03.08).

Zoll, R. (1995): Alltagssolidarität und Individualismus. In: Keupp, H. (Hrsg.): Der Mensch als soziales Wesen. Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert. München, S. 320-329.

Erklärung

Ich versichere gemäß §12, Abs. 6 der Satzung der LMU zur Übernahme des Diplomstudiengangs Geographie der Technischen Universität München vom 13.01.2003, dass ich die vorliegende Diplomarbeit selbständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel und Quellen verwendet habe.

München, den 29.09.2008

Ingrid Wildemann